Familie Schaller.

Roman in zwei Bänden

von

Adolf Glaser.

Erster Band.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Druck von Jarosl. Pospišil in Prag. 1857.

Frau Bertha Hughes

gewidmet.

Wimpern beschattet, verrieth durch den feuchten Schimmer und den schwärmerisch sanften Ausdruck die weiche Seele des Künstlers, das Haar, vom glänzendsten Schwarz, umrahmte eine klare offene Stirne, die Nase war edel gebildet, nur der Mund erschien nicht fest genug gezeichnet, um das ganze Gesicht schön nennen zu dürfen; die Bezeichnung interessant kam ihm dagegen mit vollem Rechte zu.

Beide durchschritten die lebhaften Straßen der Stadt, gelangten vor das Thor und setzten zwischen reichen, im vollen Schmucke des Herbstes prangenden Gärten ihren Weg am untern Ufer des Rheines fort. Die Sonne warf, ehe sie hinter den Bergen versank, ihre Strahlen über die glänzenden und schimmernden Wellen, die spitzen Kirchthürme der umliegenden Dörfer strahlten im Abendschein, und zwischen dem dunkelgrünen Laub erglühten in den umliegenden Gärten umher die reifenden Trauben wie Gold. Von nah und fern tönte der Klang der Abendglocken über die Fluthen, und junge Burschen schritten scherzend und lachend mit rothwangigen Mädchen, welche die weißen Tücher leicht über den Kopf gebunden hatten, die Straße entlang.

Eine geraume Zeit schritten die beiden Männer schweigend nebeneinander her. Der Aeltere, der die

Bewegung seines jungen Freundes verstand, vermied es absichtlich den Nachklang des gehabten Eindrucks in ihm zu stören, und erst nachdem sie eine Weile von dem Geräusche der Stadt entfernt waren, begann er mit folgenden Worten:

„Wie allgewaltig ist doch die Wirkung der Musik! ihr Zauber erhöht die Kräfte unserer Empfindung und versetzt sie in einen ungewöhnlichen Grad von Empfänglichkeit für das Göttliche.“ —

„So,“ entgegnete der Jüngling, „fühle ich in diesem Augenblicke ihre Wirkung! Jeder Gedanke in mir ist heilig, mein ganzes Wesen ruht in seligem reinem Entzücken. O, glücklich der, dem es vergönnt ist, etwas Aehnliches zu schaffen! Kann es wohl einen erhabeneren, edleren Beruf geben, als Empfindungen wach zu rufen, welche denen gleichen, die mich jetzt erfüllen!“

„Muth und Ausdauer, mein Freund,“ versetzte der andere, „und Du kannst es erreichen! Noch verzagt Dein Gemüth und zweifelt an der eigenen Fähigkeit, aber eben diese bescheidene Bewunderung fremder Kräfte ist mir ein sicheres Unterpfand für Deine Zukunft, denn sie läßt Dich mit heißem Verlangen das Gute aller Zeiten erfassen und halten.“

„Und doch,“ begann mit zögernder Stimme der

Jüngling, „bin ich gerade jetzt zu dem Entschlusse gekommen, der Kunst ungetreu zu werden. — Eine Macht, stärker als sie, hat es über mich vermocht, diesen Entschluß zu reifen. Wohl glaubte ich sonst, wenn mein Herz erfüllt war von Wonne oder Leid, daß ich nur in der Kunst Beruhigung zu finden vermöchte, aber es war ein Irrthum. Wozu ist die Welt so schön geworden, als daß sie der Mensch erkennen und im Erkennen genießen soll? Wozu füllt sich das Herz mit Empfindungen, als daß es überströmen und sich erkennen und wiederfinden soll in dem einen, höchsten Gefühle, in dem sich die Erde verklärt und vollendet!"

„Ich errathe Dich," sagte etwas überrascht sein Begleiter; „nur der Liebe konnte es möglich sein, diese Veränderung zu bewirken." —

„Du hast recht errathen," entgegnete jener lächelnd; „aber frage nicht weiter, denn Morgen ist schon der Tag der Entscheidung über mein Lebensglück. Ich habe mein Gefühl verborgen gehalten, ich will es auch jetzt noch thun, bis ich weiß, wie Alles endet."

Die beiden Wanderer hatten sich so in ihr Gespräch vertieft, daß sie es nicht bemerkten, wie ein anderer junger Mann ihnen entgegen kam.

„Gewiß wird hier der heiligen Cäcilie der Hof gemacht!" rief er ihnen munter entgegen — „da Ihr nichts seht noch hört von dem, was um Euch vorgeht. Woher des Weges und wohin?" fuhr er fort, indem er den beiden die Hände reichte. —

Eine leichte Röthe überflog das Gesicht des Jüngeren der beiden Spaziergänger, während der Aeltere antwortete:

„Unser Gespräch bewegte sich in der That auf dem der heiligen Cäcilie geweihten Felde, und dies ist begreiflich, da wir so eben im Dome eines ihrer Wunder, das Mozart'sche Requiem, angehört haben. Aber Sie erinnern mich bei guter Zeit an die Umkehr. — Gehen wir zusammen?"

„Ich hätte Lust noch eine kleine Wasserfahrt zu machen," meinte der Neuangekommene, „und wenn Freund Simon dabei sein will, so machen wir eine kleine Parthie nach dem Rheingau. Der Abend ist so schön und die Rückfahrt bei Mondbeleuchtung verspricht ein Hochgenuß zu werden."

„Ich bedauere, daß ich nicht dabei sein kann," erwiederte der ältere Herr, „aber es wäre in der That ein Unrecht, wollten Sie diesen herrlichen Vorschlag nicht ausführen. Unterhalten Sie sich gut, und Dir, Simon, wünsche ich Glück zu Deinem Vorhaben

auf Morgen." Damit grüßte er die jungen Leute und ging zur Stadt zurück. —

„Was meint denn der Alte mit dem Glückwunsch?" frug Otto — so hieß der Neuangekommene — indem die beiden jungen Leute langsam nach dem Ufer schritten. Simon zögerte mit der Antwort.

„Gewiß hast Du wieder eine Composition fertig. Da wünsche auch ich Dir von Herzen Glück!" fuhr jener fort. „Wie ist es denn? steht Dein Entschluß noch fest, nach Italien zu gehen?"

„Noch nicht," entgegnete halblaut ausweichend der Gefragte, und wendete sich zu einem der Kähne am Ufer, löste die Kette, sprang hinein, ergriff eins der Ruder, und nachdem Otto dasselbe gethan hatte, fuhren sie langsam den Strom hinab.

„Wenn Du nach Italien ziehst," begann Otto nach einer Weile, „wirst Du unsern Rhein bald vergessen haben."

„Gewiß nicht!" erwiederte Simon. „Bei mir wird keine Gegend der Welt unserm Rhein den Preis streitig machen. Wenn ihm auch der Reiz der südlichen Vegetation fehlt und er die Zierlichkeit der italischen Gegenden nicht erreicht, so ist bei ihm die Schönheit durch den Ausdruck der Kraft erhöht und die Sage schlingt ihr zauberhaftes Band durch die

fruchtbaren Thäler, über schroffe Felsen zu den drohenden Burgen empor. Und wenn ich auch die Gegend vergessen könnte, wie sollte die Erinnerung an all das Schöne und Gute, was ich hier erlebte, jemals aus meinem Gedächtniß schwinden? Aber," setzte er leiser hinzu, „noch bin ich nicht fort, und wer weiß, ob ich überhaupt gehen werde."

„Um so besser für uns," meinte Otto. „Aber was hat Deinen Entschluß plötzlich wankend gemacht?"

Einen Augenblick schwieg Simon, dann sagte er: „Eigentlich sollte ich Dir am wenigsten verschweigen, was mich bewegt, aber eine unerklärliche Furcht hält mich zurück. Morgen wirst Du Alles wissen." Damit schwieg er und ruderte eifrig weiter. Keiner der Beiden sprach mehr ein Wort, bis sie am entgegengesetzten Ufer in der Nähe eines Dörfchens anlandeten.

Sie stiegen aus und gingen zwischen den Feldern hindurch. Goldkäfer liefen eilig über die zitternden Grashalme, das Schwirren der kleinen Heimchen erfüllte die Luft, und wo ein Sonnenstrahl hintraf, erblickte das Auge unzählige Schwärme kleiner Geschöpfe, die auf und ab in der Abendluft, wie im frohen Tanze schwebten und wogten. Die beiden jungen Leute gingen eine Weile voran und setzten sich

dann, bei einem Punkte angekommen, wo man eine herrliche Fernsicht hatte, auf eine Bank am Wege. Simon versank in Nachdenken. Nachdem Otto eine Zeitlang ruhig an seiner Seite gesessen hatte, ward er ungeduldig nud stand auf.

„Diese Zumuthung ist etwas zu stark," sagte er. „Du setzest Dich dahin, vertiefst Dich in Deine musikalischen Schwärmereien, daß Du nichts siehst noch hörst, und ich soll unterdessen das Vergnügen genießen, Dir zuzusehen. Das halte ich nicht länger aus. Bleibe Du hier sitzen, ich schweife unterdessen in der Umgegend umher und kehre dann wieder zurück."

„Thue das," entgegnete Simon. „Ueberlaß mich meiner Stimmung. Botanisire, suche Käfer, oder gehe auf Abentheuer aus, ich werde Dich hier erwarten."

Otto stand auf und ging auf der Landstraße weiter, bis er einen Seitenweg fand, den er aufs Gerathewohl hin einschlug. Anfänglich führte der Pfad zwischen Weinbergen, die über und über voll Trauben hingen, dahin. Ueberall glänzte die helle Fluth des Rheines zwischen den Blättern und Spalten hindurch, und wo ein größerer Zwischenraum sich öffnete, bot sich dem Auge ein reizendes Landschaftsbild dar. Leichten Schrittes ging er voran, sah bald rechts, bald links sich um, sog die kühlende Luft

ein, die über das Wasser herüberstrich, und genoß mit vollen Zügen die Schönheit des herrlichen Herbstabends.

Plötzlich schien es ihm, als vernehme er nicht weit von sich ein leises Schluchzen und Weinen. Er stand still und lauschte, und da er sich überzeugt hatte, daß er nicht irrte, ging er schnellen Schrittes voran, dem Orte zu, von wo er jenes Geräusch gehört zu haben glaubte.

Da erblickte er eine ältere Frau, welche augenscheinlich von einem Nervenzufalle getroffen, von einem jungen blühenden Mädchen unterstützt, auf einer Bank am Wege saß. Als das Mädchen die Schritte des Nahenden vernahm, blickte sie auf, und da sie den jungen Mann ansichtig wurde, überflog ein Strahl der Freude ihr Gesicht.

„Welch ein glücklicher Zufall führt uns auf diesem einsamen Wege menschliche Hilfe entgegen!" rief sie aus. „O, mein Herr, haben Sie Mitleid mit unserer Hilflosigkeit und gewähren Sie mir Ihren Beistand, um die Kranke nach Hause zu führen."

Otto stand einen Augenblick überrascht von dem Eindruck, den die ganze Erscheinung auf ihn machte. Der Schmerz in den Zügen der kranken Frau, ge-

genüber der zarten, ungewöhnlichen Schönheit, die auf dem Gesichte des jungen Mädchens thronte, die blauen Augen, die von Thränen erfüllt, bittend zu ihm aufblickten; alles dies bewegte ihn mächtig und erfüllte ihn mit aufrichtiger Theilnahme. Rasch eilte er hinzu und ohne im ersten Augenblicke eines Wortes mächtig zu sein, unterstützte er die Kranke, half ihr sich von der Bank erheben und führte sie im Verein mit ihrer jungen Begleiterin langsam hinweg.

Eine Zeitlang gingen sie schweigend mit einander voran. Otto, sonst so redselig, konnte es nicht über sich gewinnen, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und das junge Mädchen schien so sehr von der Sorge für die Kranke in Anspruch genommen, daß es ihr unmöglich wurde, etwas zu reden. Ob vielleicht auch das Gefühl, so in der Sorge um ein hülfsbedürftiges Wesen plötzlich miteinander verbunden zu sein, Theil hatte an dem beengenden Gefühle, welches die Beiden beherrschte, wollen wir nicht entscheiden.

Endlich brach die Kranke selbst das Stillschweigen, und indem sie Otto dankte für den ihr geleisteten Beistand, beklagte sie bitter ihren hilflosen Zustand. Sie erzählte, wie sie, sich besser fühlend, geglaubt habe, dieser erste Ausgang werde ihre Kräfte vermehren, und daß sie es nun erst recht fühle, wie

krank und elend sie sei. Otto sprach ihr vergeblich Trost zu. — Es schien ihm ein Widerspruch in den sanften Zügen der Leidenden zu den trostlosen, zaghaften Worten derselben zu liegen. Indessen dachte er darüber nicht weiter nach, da seine Gedanken viel zu sehr mit der lieblichen Begleiterin der Leidenden, die er für deren Tochter ansah, beschäftigt waren.

Bald gelangten sie an den Eingang des Dörfchens und die Frauen lenkten ihre Schritte nach einem einfachen, aber reinlichen Häuschen, das von einem Garten eingefaßt, die Spuren sorgsamer Ordnung trug. Ein junges Weib, offenbar die Frau des Hausbesitzers, kam ihnen mit ängstlicher Geberde und reichem Wortschwall entgegen, und gab ihnen die Versicherung, daß sie sich über das lange Ausbleiben der Frauen bereits halb todt geängstigt habe. Sie nahm in ihrer Geschäftigkeit wenig Rücksicht auf Otto, bemächtigte sich der Kranken und würde dieselbe ohne Weiteres ins Haus geführt haben, wenn diese nicht selbst sich umgedreht und Otto die Hand reichend, ihm mit wenig schlichten Worten ihren Dank ausgesprochen hätte. Auch das junge Mädchen reichte ihm die Hand, auch sie wollte einige Worte des Dankes sprechen, aber indem sie die Lippen öffnete, verstummte sie vor Otto's Blicken plötzlich, sah ihn

verwirrt an und wendete sich dann dem Hause zu. Otto blickte den Abgehenden nach. Sie waren längst in der Thüre des Hauses verschwunden und er sah noch immer dorthin; endlich strich er mit der Hand langsam über die Stirne, holte tief Athem und wendete sich zum Weggehen.

Halb wie ein Träumender ging er denselben Weg zurück. An der Stelle, wo er die beiden Frauen zuerst gesehen hatte, blieb er eine Weile stehen. Man hatte von dort eine prachtvolle Aussicht nach dem gegenüberliegenden Ufer, aber Otto kehrte ihr den Rücken zu und sein Auge hing an jener Bank, als erblicke er dort noch immer die leidende Matrone und das schöne, weinende Mädchen. Endlich fiel ihm sein Begleiter Simon ein und er eilte nach dem Orte hin, wo er ihn verlassen hatte.

Simon hatte sich der Länge nach auf die Bank hingestreckt und erwachte erst aus seinen Träumereien, als Otto vor ihm stand. Statt wie sonst mit einem Scherze den Freund wegen seiner Apathie zu necken, ermahnte Otto im ruhigen Tone, daß es Zeit zur Rückfahrt sei. Sie gingen ans Ufer, lösten den Kahn, nahmen die Ruder zur Hand und fuhren langsam stromaufwärts.

Es war unterdessen spät geworden und die

Sonne bereits hinter den Bergen hinabgesunken. Der Mond war aufgegangen und sein gelber Schein zitterte auf den Wellen, die wie Silber zwischen den dunkeln Rändern leuchteten. Ein sanfter Windhauch bewegte leise die Blätter der Bäume an den Ufern und trug das flüsternde Geräusch zu den Ohren der Heimkehrenden, deren tactmäßige Ruderschläge weithin durch die feierliche Stille ertönten. Keiner der beiden jungen Männer sprach ein Wort und Otto mußte sich selbst heimlich gestehen, daß er sich nach dem gehabten Abentheuer keinen bessern Begleiter wünschen könne, als Simon, denn dieser fand weder in seinem langen Ausbleiben etwas Befremdendes, noch auch bemerkte er die gänzlich veränderte Stimmung, in der Otto sich befand. Er blieb nach wie vor versunken in die Träumerei, die durch die gehäuften Eindrücke des Abends in ihm hervorgerufen war.

Es war völlig dunkel geworden, als sie am Ziel ihrer Fahrt anlangten. Sie stiegen aus und schlugen, Arm in Arm, den Weg nach der Rheinbrücke ein, wo des Abends die Bevölkerung der Stadt zu lustwandeln pflegt. Bald begegneten sie Bekannten, die rechts und links grüßend an ihnen vorüberschritten, und nach kurzer Zeit hatte sich bereits

eine kleine Anzahl vertrauter Freunde zu ihnen gesellt.

Nachdem sie mehrmals auf und ab gegangen waren und sich über die Neuigkeiten des Tages unterhalten hatten, machte einer der jungen Leute den Vorschlag, nach einer beliebten Weinstube zu ziehen, wo neuer Wein heute zum ersten Male ausgeschenkt werde. Simon, der von dem Augenblicke an, wo das muntere Geplauder ihn aus seinem Nachdenken gerissen hatte, wie umgewandelt war, stimmte sogleich mit ein und die ganze Gesellschaft machte sich auf den Weg nach dem bezeichneten Hause. Aber wie erstaunten Alle, als Otto an der Thüre desselben Abschied von ihnen nahm, und mit undeutlichen Entschuldigungsgründen sie verließ, um nach Hause zu eilen. Dies kam ihnen Allen so ungewohnt vor, daß sie bald darüber einig waren, Otto müsse unwohl geworden sein. Einige wollten dies auch schon auf der Brücke bemerkt haben. Sie setzten sich indeß bald darüber hinweg und sprachen dem neuen Weine tüchtig zu. Etwas lahm blieb die Unterhaltung indeß doch, denn Otto war allezeit als der heiterste Gesellschafter unter ihnen bekannt.

Zweites Kapitel.

Das Haus des Kaufmanns Schaller galt in Mainz als der Sammelplatz der Künstler und Kunstliebhaber. Die großen, elegant ausgestatteten Räume boten des Abends meist ein buntbewegtes Bild frohen gesellschaftlichen Treibens dar. Der Hausherr, der sich durch rastlose Thätigkeit seine Stellung sowohl in der Handelswelt als in der Gesellschaft selbst errungen hatte, sah es gern, wenn sein Haus von den Freunden seiner beiden Kinder, Otto und Luise, häufig besucht wurde. Er selbst liebte die Kunst, in so fern sie zur Erheiterung des Lebens beitrug. Er hatte bedeutende Summen darauf verwendet, seine Kinder in Allem unterrichten zu lassen, wozu sie irgend Lust zeigten, und lächelte wohlgefällig, wenn deren Talente anerkannt und belobt wurden.

Am Morgen nach dem Abende, an welchem Otto mit seinem Freunde Simon die Wasserfahrt gemacht hatte, saß Schaller mit seiner Frau beim Frühstück; ihre beiden Kinder waren nicht zugegen, nur ein weiteres Glied der Familie, ein Vetter aus Amsterdam, welcher seit einiger Zeit im Schaller'schen Geschäfte thätig war, saß mit bei Tische. Die Un-

terhaltung bewegte sich zwischen den beiden Männern und betraf ausschließlich Angelegenheiten des Geschäfts. Therese, Schaller's Gattin, war als aufmerksame Wirthin bemüht, die Herren zu bedienen.

„Schon zu Ende, lieber Schaller?“ frug sie ihren Mann, als dieser Messer und Gabel weglegte; „hier ist noch ein schönes Stück Braten, das nimm noch.“

„Danke, danke, mein Kind!“ entgegnete Schaller, indem er die Serviette zur Seite legte. „Ich habe fast zu viel gegessen.“

„Heute mußt Du schon etwas mehr als gewöhnlich thun, da das Mittagessen knapp ausfallen wird,“ bemerkte Therese.

„Wie so?“ frug Schaller.

„Wir müssen uns behelfen, so gut es geht. Du hast wohl vergessen, daß Du mir die Arbeiter geschickt hast, um die Veränderung in meiner Küche zu treffen?“

„Sind sie gekommen? Schön, schön, das ist mir lieb, da muß unsere Köchin allerdings einige Tage außer Wirksamkeit gesetzt werden, aber zu hungern brauchen wir deshalb nicht. Ich werde nach Maienruhe fahren, Du und die Kinder kommt mit.“

„Fahre Du mit den Kindern hin,“ entgegnete

Frau Therese, „ich bleibe hier, um die Arbeiter zu überwachen. Ich fürchte nur, wir werden sie sobald nicht wieder los werden; ich habe kein Vertrauen zu dieser neuen Einrichtung und sehe voraus, daß jene bald wieder einreißen, was sie heute aufbauen.“

Schaller machte ein verdrießliches Gesicht. „Aber liebes Kind,“ sagte er, „wozu nun so viel unnütze Worte? Ich bin von der Vorzüglichkeit dieser Neuerung überzeugt.“

„Das sagst Du bei Deinen Neuerungen jedesmal,“ erwiederte lächelnd Therese; „aber ich sehe nicht ein, warum wir stets die Ersten sein müssen, die jede neue Erfindung prüfen. Wie manche gepriesene Verbesserung hat uns schwere Opfer gekostet! aber Du überläßt es nie Andern, zu prüfen, ob sich etwas im Gebrauche bewährt oder nicht. Es ist schon in der ganzen Stadt Sitte geworden, bei jeder Neuerung erst abzuwarten, bis sie bei uns Probe bestanden.“

„Du bist mißlaunig,“ entgegnete hierauf Schaller, „weil ich wieder einmal Deine Hausordnung derangire.“

Der junge Mann, welcher bisher schweigend in seinen gastronomischen Exerzitien fortgefahren hatte, erhob und entfernte sich, da er glaubte, daß eine kleine Ehestandsscene im Ausbrechen begriffen sei.

Er irrte sich indeß, denn mit der heitersten Miene fuhr Therese fort: „Daran bin ich schon lange gewöhnt. Ein unruhiger Kopf bist und bleibst Du doch einmal, und wahrhaftig, es ist mir lieber, Du wendest Deine Neuerungsversuche und die Sucht zu reformiren, meiner Küche zu, als andern Einrichtungen. Hier, im Innern unseres Hauses, sind wir nur uns selbst Rechenschaft schuldig, und wenn Dir nach dieser Umwälzung schlechtgerathene Speisen vorgesetzt werden, so kannst Du ohne Sorge gleich wieder mit einer neuen Umänderung beginnen."

Schaller mußte selbst lächeln und entgegnete kopfschüttelnd: „Das ist wieder einmal eine rechte Frauenansicht. Die Ordnung ihrer Küche und das Wohl der Menschheit, gilt ihr alles gleich." —

„Nun, so viel weiß ich sicher," erwiederte Therese, „wenn Du die Ordnung meiner Küche unnützerweise störst, so hast Du höchstens ein böses Gesicht von mir zu erwarten; störst Du aber die Ordnung des Staates, so ist Deine Sicherheit in größerer Gefahr. In der Beurtheilung, ob Deine Projekte und Versuche dort oder hier mehr gesicherte Berechtigung haben, erkläre ich mich allerdings incompetent, denn da gilt ja doch die Stimme der Frauen nichts; aber versichern kann ich Dich, daß ich Gott danke, wenn

Du Deine Pläne etwas mehr in das Innere des Hauses richtest, denn ich will lieber ein wenig Aerger, als viel Angst und Sorge aushalten."

Jetzt schien Schaller ernsthaft böse zu werden. „Du weißt," sagte er, „daß ich solche alberne Scherze nicht leiden kann. — Es giebt Dinge, die nur zum Ernste stimmen sollen."

„Nun ja," entgegnete begütigend Therese, „ich bin doch nun einmal eine alberne Frau, und Du solltest Dich daran gewöhnt haben; Du weißt ja, daß es nicht so schlimm gemeint ist." Und damit ordnete sie ihm das Halstuch, indem sie ihm freundlich in das Gesicht sah.

Schaller's Groll war sogleich vorüber. „Wo die Kinder so lange bleiben?" fragte er, ungeduldig nach der Uhr sehend.

„Sie sind zur Gesammtprobe für das Conzert, das nächste Woche stattfindet," erklärte Therese, „und da weiß man ja, wie's geht. Die Herrchen und Dämchen werden nicht gehörig eingeübt haben, und der arme Director in Noth und Aerger gerathen. Das giebt dann nur wieder neuen Stoff zur Belustigung für das übermüthige junge Volk."

„Also nächste Woche findet das Conzert statt?" frug Schaller gedehnt, — „und ich muß auch dabei sein?"

Therese, die seine Abneigung für derartige Vergnügungen kannte, entkräftigte seine Einwendungen sogleich, indem sie sagte: „Ohne Zweifel! Du wirst uns doch nicht allein gehen lassen? Warte nur, bis Du erst Luisen in ihrem neuen Anzuge gesehen hast — dann wirst Du ihr zu Liebe gern ein wenig Langeweile ertragen. Wenn sie so allerliebst aussieht und die Herren sie schaarenweise umlagern, das gefällt dem Herrn Papa denn doch auch, und wenn sie erst ihre Soloparthie singen wird! — sieh! sieh! wie er da schmunzelt."

Schaller ging vom schmunzelnden Lächeln so eben in ein herzliches Lachen über, als die Thür sich öffnete und das Dienstmädchen frug, ob Herr Simon Goldheim Herrn Schaller sprechen könne.

Simon Goldheim, den wir bereits kennen, war der Sohn eines der reichsten Banquiers der Stadt. Sein Vater besorgte die Geldgeschäfte für Schaller, er selbst aber war durch seine bedeutende musikalische Bildung einer der beliebtesten Abendgäste im Schaller'schen Hause. Obgleich er sich fast nie in Geschäftsangelegenheiten dort einfand, so trug ein Morgenbesuch doch zu sehr das Gepräge eines solchen, als daß man etwas anderes hätte vermuthen können. Frau Schaller wollte sich deshalb eben entfernen, als

Simon eintrat, sie begrüßte und nach ihrem Befinden fragte.

„Sie haben unsere letzte musikalische Soirée versäumt," sagte Therese mit der freundlichsten Miene, nachdem sie seinen Gruß erwiedert hatte; „und es ging Ihnen damit ein Triumph verloren. Luise sang Ihr letztes Lied und erregte damit einen wahren Sturm des Beifalls."

„Wenn Fräulein Luise singt," entgegnete Simon zuvorkommend, „so ist jedes Lied des Erfolges sicher."

Therese lächelte und nickte dem artigen jungen Manne, dessen Erscheinung heute besonders vortheilhaft und einnehmend war, geschmeichelt zu. „Luise war sehr gut disponirt an jenem Abende," fuhr sie dann leichthin fort. — „Nun ich höre ja, Sie werden Ihre musikalischen Studien in Italien fortsetzen? Wir freuen uns recht sehr, daß es Ihnen endlich gelungen ist, ihren Vater dazu zu bewegen; es wäre unverantwortlich gewesen, ein so entschieden ausgesprochenes Talent nicht vollkommen auszubilden."

„Ein so entschieden ausgebildetes Geschäft, wie das des Herrn Goldheim Vater, ist auch nicht zu verachten," warf Schaller halblaut dazwischen.

Simon wendete sich zu ihm und sagte: „Noch

bin ich auch nicht entschieden, welches von beiden ich aufopfern werde."

„Aber Sie waren doch stets so unzufrieden in ihrer Lage," meinte Therese ganz erstaunt, „ich dachte immer, Sie hätten keinen höhern Wunsch, als das Geschäft zu verlassen."

Eine leichte Röthe flog über Simon's Gesicht. „Sie kennen das Sprichwort," erwiederte er: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

„Aber sagen Sie mir," frug jetzt Therese wieder, „wie kommt es, daß Sie die heutige Gesangprobe versäumen?"

„Dies geschah absichtlich," entgegnete Simon, „da ich gerade diese Stunde benutzen wollte, um Herrn Schaller ein wichtiges Anliegen mitzutheilen."

„Dann will ich Sie mit ihm allein lassen," meinte Therese. „Werden Sie unsere nächste Soirée nicht versäumen, lieber Goldheim. Sie wissen doch, wie angenehm uns Ihre Gegenwart ist. Luise soll dann jenes Lied wiederholen."

„Ich hoffe, daß ich zugegen sein kann."

Therese reichte Simon die Hand, nickte ihm einen freundlichen guten Morgen zu und ließ ihn mit ihrem Manne allein.

„Was so ein Künstler doch bei den Frauen

gilt!" sagte Schaller, indem er Simon auf die Schulter klopfte. — „Setzen Sie sich, Herr Goldheim," fuhr er fort, „führt Sie ein Auftrag Ihres Herrn Vaters zu mir?"

Nachdem sich beide gesetzt hatten, entgegnete Simon: „Nicht doch, ich komme in eigenen Angelegenheiten."

Schaller sah ihn eine Weile forschend an, dann sagte er: „So reden Sie, womit kann ich dienen?" und Simon, nicht ohne Verlegenheit in Blick und Stimme, begann folgendermaßen:

„Sie kennen unsere Verhältnisse, Herr Schaller, und wissen auch, was ja allen meinen Freunden bekannt ist, daß ich mich nicht wohl in denselben fühle. Meine Liebe zur Musik verleidete mir das Geschäftsleben und ich befinde mich seit längerer Zeit in einem fortwährenden Zwiespalt zwischen den Pflichten des Gehorsams gegen meinen Vater, dessen einziger Wunsch es ist, mich als den dereinstigen Erben seines Geschäfts zu sehen, und dem innern Drange, der mich treibt, meine Kräfte der Ausbildung in der Kunst zu weihen."

„Aber erlauben Sie mir einen Einwurf," bemerkte hier Schaller, indem er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte; „weshalb ver-

binden Sie nicht beides? Führen sie das Geschäft Ihres Vaters fort und treiben Ihre musikalische Liebhaberei nebenbei. Dadurch würden Sie die angenehmste Stellung in der Stadt erlangen. Ein Mann mit Ihrem Vermögen!"

„Was ich sein soll, muß ich ganz sein," versetzte Simon mit fester Stimme; „und wenn die Kunst Tausenden zur Liebhaberei dient, ich kann sie nie so tief erniedrigen, dazu verstehe ich ihre Erhabenheit zu gut. Aber," fuhr er fort und seine Stimme sank zu der vorherigen Unsicherheit herab, „ich glaube ihr entsagen zu können, glaube Ersatz finden zu können im Leben für das Opfer meines idealen Strebens, und von Rosenkränzen der Liebe umwunden hoffe ich zu vergessen, daß ich einmal von Lorbeeren geträumt. Soweit steht mein Entschluß fest, auf Sie kömmt es nun an, ihn zu realisiren."

„Reden Sie deutlich," entgegnete Schaller hierauf ganz verwundert, „was kann ich thun?"

„Jedermann kennt Ihre freimüthigen Gesinnungen," erwiederte Simon, „Ihr wohlwollender Character ist frei von jedem Vorurtheile, deshalb wage ich die Wünsche auszusprechen, die ich seit lange verschlossen in der Brust trage und welche ich außerdem vielleicht für immer begraben hätte. Die Freundlich-

keit, mit welcher ich in Ihrem schönen Familienkreise aufgenommen wurde, hat mich mehr als alle öffentlichen Beweise fühlen lassen und davon überzeugt, daß es in unserer Zeit dem offenen Sinne und dem redlichen Wollen möglich geworden ist, alle Schranken veralteter Anschauungen zu durchbrechen und sich selbst sein Schicksal zu schaffen. Die Gesetze sind der allgemeinen Ansicht nachgekommen und es besteht kein unüberwindliches Hinderniß zwischen meinem Wunsche und dessen Erfüllung. — Ich liebe Ihre Tochter mit der ganzen Stärke wahrer Neigung und würde dieser Liebe alle meine persönlichen Hoffnungen für die Zukunft unterordnen, überglücklich in der Erfüllung meines höchsten Wunsches, wenn ich Ihrer Einwilligung sicher sein dürfte."

Schaller war über diesen Vorschlag offenbar überrascht; er schwieg einen Augenblick, dann gestand er dem jungen Manne sein Erstaunen.

„War diese Ueberraschung eine unangenehme für Sie?" frug dieser.

„Ganz und gar nicht," versicherte Schaller in großer Verlegenheit, „aber höchst unvorhergesehen, ganz unerwartet."

„Was ist natürlicher, als daß Fräulein Luise überall siegt, wo ihre Schönheit, ihr Geist, ihre Ta-

lente Gelegenheit haben zur Geltung zu kommen!" rief Simon im Tone der Ueberzeugung aus, und Schaller, der sich durch das Lob geschmeichelt fühlte, entgegnete: „Wahr, wahr! aber haben Sie denn schon mit Luise selbst gesprochen?"

„Ihre ganze Familie," antwortete Simon, „hat mich stets so sehr mit Beweisen des Vertrauens überhäuft, daß ich fürchtete, ein Unrecht zu begehen, wenn ich Sie nicht zuerst in Kenntniß gesetzt hätte. An kleinen Andeutungen ließ ich es nicht fehlen, und wenn ich mich nicht täusche, so glaube ich hoffen zu dürfen, daß ich verstanden bin."

„Es ist wahr," entgegnete Schaller nach einigem Nachdenken; „singt sie nicht vorzugsweise immer Ihre Lieder? und ist Ihre Begleitung, wenn sie singt, ihr nicht stets die liebste? Meine Damen mochten Sie immer gern leiden. Wenn ich die Sache genau überlege, so freut mich Ihr Vorschlag. Ja, ja, wahrhaftig, recht von Herzen freut er mich, und es wird sich wohl machen, denke ich!"

„Also wäre Ihre Einwilligung mir gewiß?" frug hastig Simon.

Schaller fand, je mehr er die Sache überlegte, um so mehr Wohlgefallen daran. Das ist einmal eine elektante Gelegenheit, sprach er vor sich hin,

um dem Vorurtheil die Spitze zu bieten und allem, was ich bis jetzt im Sinne der Humanität gethan, die Krone aufzusetzen.

„Freilich! freilich! haben Sie meine Einwilligung," wendete er sich wieder zu dem jungen Manne. „Aber eins muß ich Ihnen sagen. Mein Princip in Bezug auf meine Kinder ist: Selbstständigkeit bei bedeutenden Lebensfragen, ohne Zwang, ohne Ueberredung. So ist meine Luise erzogen. Ich werde sie nun fragen und Sie müssen auf jede Antwort gefaßt sein."

„Weit ab von mir liegt der Gedanke, ein Herz zu begehren, das sich mir nicht freiwillig giebt," entgegnete Simon.

Schaller, indem er ihm die Hand reichte, setzte hinzu: „Es gefällt mir von Ihnen, daß Sie sich zuerst an mich gewendet haben. Verlassen Sie sich darauf, ich werde Ihre Sache gut führen. Das Mädchen müßte ja thöricht sein, sollte sie zaudern, und wahrhaftig! Sie haben Recht, ich habe es auch schon bemerkt, sie ist Ihnen gut."

Ein Strahl der Freude überflog Simon's Gesicht.

„O, bester Herr Schaller," rief er aus, „wie glücklich machen mich diese Worte! Dank, Dank dafür!"

„Nun, nun," beruhigte ihn jener, „was ist dabei zu danken? Gehen Sie nur, Herr Goldheim, und verlassen Sie sich auf mich; mein Mädchen kommt bald nach Hause, dann werde ich sie gleich vernehmen. Die wird erstaunen!"

Simon war zu bewegt, als daß er noch länger zu bleiben wünschte. „Leben Sie denn wohl," sagte er; „mein Glück liegt in Ihrer Hand," und mit einem warmen Händedrucke empfpahl er sich.

Als Simon sich entfernt hatte, ging Schaller einige Augenblicke im Zimmer auf und ab, rieb sich vergnügt die Hände, und stellte sich dann mit verschränkten Armen an das Fenster. Eine herrliche Parthie, murmelte er halblaut vor sich hin. Das erste Banquiergeschäft der ganzen Stadt und meine Tochter, das wird Aufsehen machen. Da wird man einmal erkennen lernen, was Consequenz ist. So muß es kommen! durch die That muß man beweisen, wie man gesinnt ist, dann erst gewinnt jedes Wort wahre Bedeutung.

Indem er so vergnügt seinen Gedanken nachhing, erschallte von der Treppe her Luisen's helle Stimme. — Sie hüpfte ihrer Gewohnheit nach singend herauf. Rasch öffnete sie die Thüre und trat ein. Sie nahm Hut und Tuch ab, so daß die zier-

liche Gestalt, das volle dunkelbraune Haar zu dem heiteren offenen Ausdruck des Gesichts ein reizendes Mädchen von etwa siebenzehn Jahren in der Fülle der Gesundheit erkennen ließ.

„Guten Morgen, Papa!“ rief sie, und indem sie sich in einen Sessel warf, setzte sie hinzu: „Ach, wie müde!“

Schaller, der es kaum erwarten konnte, dem Mädchen seine Pläne in Bezug auf den jungen Goldheim mitzutheilen, stellte sich vor sie hin, betrachtete sie eine Zeitlang wohlgefällig und begann dann mit der Frage:

„Nun, Eure Probe hat ja recht lange gedauert?“

„Ach, du mein Gott!“ fiel Luise ihm rasch in das Wort, „das war eine Noth, bis alles in den richtigen Gang kam! und wenn dann noch die besten fehlen! Simon Goldheim hat heute auch wieder gefehlt.“

Aha! dachte Papa Schaller, erfreut, daß sie ihm selbst den Weg bahnte, seine Neuigkeit mitzutheilen.

„So?“ frug er mit schlauem Lächeln, „ist das einer der besten?“

„Er hält den ganzen Tenor,“ entgegnete Luise

bestätigend; „wenn er fehlt, sind die Herren alle schlimm daran, und wenn ich wieder nicht da gewesen wäre, könnte das ganze Conzert nicht stattfinden. Diese Rosalie Kamp, diese Fräulein Gall — nein, wie solche Geschöpfe nur überhaupt zu existiren wagen! es ist unbegreiflich — aber, a propos," sagte sie mit einem Male, indem sie aufstand, „ist Mama zu Hause?"

„Sie wird in der Küche oder in ihrem Zimmer sein," entgegnete ihr Vater.

„Mama muß heraufkommen," fuhr sie fort und nahm plötzlich eine wichtige Miene an; „ich habe Euch etwas sehr Interessantes mitzutheilen, wobei Ihr Beide zugegen sein müßt. — Ja," bestätigte sie, indem sie die zweifelhafte Miene ihres Vaters bemerkte, „warte nur hier, ich werde Mama holen."

„Was wird nun das wieder für eine Kinderei sein! Ist es denn so eilig? Bleibe doch einen Augenblick, ich habe Dir gewiß etwas Wichtigeres zu sagen," meinte ihr Vater.

„O, meine Mittheilung ist jedenfalls die wichtigste. Du wirst erstaunen, Papa, warte nur," und damit hüpfte das muntere Mädchen eilig zur Thüre hinaus. Man kann dem Wildfang nicht entgegen treten, murmelte Schaller ihr nachsehend vor sich hin,

und wie hübsch es sie kleidet, wenn sie so einen Narrenstreich im Kopfe hat! —

Gleich darauf kam Luise wieder zurück, indem sie ihre Mutter an der Hand nachzog. „Nur herein, Mama,“ rief sie; „so, nun setzt Euch zusammen auf das Sopha, damit alles seine gehörige Form hat.“

Schaller und Therese folgten lächelnd ihren Worten, denn sie waren es gewohnt, sich von ihrem Lieblinge tyrannisiren zu lassen. Luise nahm eine ernsthafte Attitude an und begann mit erhobener Stimme:

„Hiermit habe ich also die Ehre meinen hochverehrten Eltern zu eröffnen — nun, was denkt Ihr?“ unterbrach sie sich plötzlich, indem sie ihr Köpfchen muthwillig in die Höhe warf und triumphirend ihre großen braunen Augen auf die Eltern richtete.

„So sag' es, Närrchen!“ lachte Schaller, und Therese meinte: „Daß Du auf den ersten Walzer engagirt bist;“ aber Luise nahm ihre vorige Stellung wieder ein, und indem sie eine betheuernde Handbewegung machte, setzte sie ihre Erklärung mit den Worten fort: „Daß ich auf's ganze Leben engagirt, daß ich Braut bin.“ —

Diese unumwundene Erklärung übte auf jeden der beiden Zuhörer eine andere Wirkung aus, Schaller

sprang erschreckt auf, indem er rief: „Was sagst Du? Mache keine unzeitigen Scherze!“ Therese hingegen fragte neugierig und mit einem Anfluge von mütterlichem Stolze: „Wer ist denn der Erwählte? Erzähle.“

Luise setzte sich vor ihre Eltern auf einen Stuhl nieder und berichtete. „Ach Gott,“ sagte sie, „die Sache ist äußerst einfach. Baron Richard von Neuberg hat mir so eben auf dem Heimwege aus der Conzertprobe seine Liebe gestanden und mich gefragt, ob ich einwilligen würde, seine Frau zu werden.“

„Richard von Neuberg?“ fragte Therese und der volle Schein mütterlichen Stolzes leuchtete auf ihrem Gesichte. „Ei sieh, das ist hübsch.“ —

„Er sagte mir,“ fuhr Luise fort, „daß er schon länger die Absicht gehabt habe, mir seine Liebe zu gestehen, daß er aber nie dazu habe kommen können, weil Simon Goldheim mein steter Begleiter aus den Proben gewesen sei. Heute nun traf es sich, daß Goldheim ausblieb, und so nahm Richard gleich die gute Gelegenheit wahr.“

„Es wäre doch hübscher von dem jungen Herrn gewesen,“ begann hier Schaller mit schlecht verhehltem Unmuth, „es wäre doch hübscher gewesen, wenn er sich zuerst an uns gewendet hätte.“

„Ei, warum das?" warf Therese dazwischen, ganz erstaunt darüber, daß ihr Mann nicht gleich ihr von der Neuigkeit entzückt war. „Richard von Neuberg hat sich schon lange auffallend um Luise bemüht, daß wir wohl darauf gefaßt sein mußten. Er sagte mir bei unserer letzten Soirée bereits, daß er demnächst seine landwirthschaftlichen Studien beendet habe und dann eins der Güter seines Vaters übernehmen werde."

Luise machte seit der Bemerkung ihres Vaters ein schmollendes Gesicht. „Richard weiß recht gut, was Takt heißt," meinte sie. „Erst mußte er mich fragen, nun, da er meine Einwilligung hat, entdeckt er sich seinem Vater und dieser hält bei Euch um mich an."

„Wahrhaftig!" rief Therese, „es ist ein recht freudiges Ereigniß. Ich wünsche Dir von Herzen Glück, mein Kind, und gebe Dir meinen Segen;" und dabei küßte sie Luise, und war so gerührt, daß sie das Tuch vor die Augen halten mußte.

Schaller konnte sich noch immer nicht beruhigen. „Liebst Du denn den jungen Herrn?" frug er Luisen; aber diese sah ihn ganz erboßt an und erwiederte heftig: „Du wirst doch nicht glauben, Papa, daß ich mich mit einem Manne verloben werde, den

ich nicht liebe? Oder glaubst Du vielleicht, meine Liebe werde sich in Seufzen und Lamentiren kund geben? Ich kenne nichts Langweiligeres als solch' Geberden. Heirathen sollen wir Mädchen doch einmal, und da ich Richard am liebsten von allen jungen Männern leiden mag, wird er mein Herr Gemal. Ich dachte, Du würdest Dich über meinen Geniestreich freuen, meinen raschen Entschluß loben, und Du siehst ganz verstimmt aus."

„Nun, ich habe nichts dagegen," lenkte jetzt Schaller ein, „warum hat er auch nicht früher gesprochen!"

„Ist es denn zu spät?" frug Therese, auf's Neue erstaunt über ihres Mannes sonderbares Benehmen.

„Toller Streich," brummte dieser vor sich hin, „kommt das Mädchen nach Haus und hat sich Hals über Kopf verlobt. Nun, mir ist alles recht, wenn sie nur glücklich wird. — Halte Dich bereit, Luise," fuhr er nach einer Pause fort, „wir fahren nach Maienruhe zu Mittag. — Aber wo blieb Otto? Wen hat er denn wieder nach Hause begleitet, daß er so lange ausbleibt?"

„Ach, das habe ich über die Geschichte mit Richard ganz vergessen," antwortete Luise. „Otto hat

mir aufgetragen, Euch zu sagen, daß er zu Mittag in Maienruhe sei; er muß nicht gewußt haben, daß Papa dort sein will, sonst würde er wohl gewartet haben, bis wir mitgekommen wären.“ — „Nun, so treffen wir ihn dort,“ bemerkte Papa Schaller und begab sich hinunter in das Comptoir.

„Ich begreife Papas Laune gar nicht,“ begann Luise zu ihrer Mutter gewendet, als er fort war.

„Es überrascht ihn, daß er so mit einem Male seinen Liebling verlieren soll, ich finde das sehr natürlich.“

„Wie kann man das verlieren nennen, da wir doch so nahe beisammen bleiben werden? das begreife ich nicht!“ meinte Luise.

Therese entgegnete darauf: „Du nimmst dies Verlieren sehr äußerlich! Eltern bringen gern das Opfer des Verlustes, wenn sie ihre Kinder glücklich wissen, aber ein Verlust bleibt es immer, wenn diese in andere Verhältnisse eintreten. Schon der Schritt, den Du heute ohne uns gethan hast, hat Dich frei gemacht und uns ferner gestellt. Doch genug davon,“ setzte sie heiter werdend hinzu, und nachdem sie Luisen einen Augenblick lächelnd angesehen hatte, fuhr sie fort: „Also Frau Baronin von Neuberg wirst Du?“

Luise gab sich gewaltig Mühe, ganz kaltblütig

zu erscheinen, und sagte mit einem Tone, der ernst sein sollte, aber sehr gezwungen erschien: „Glaube nicht, Mama, ich hätte schon daran gedacht, daß Richard von Adel ist. Darauf gebe ich gar nichts, im Gegentheil, es ist mir unlieb. Papa kennt darin meine Ansichten und Du wirst Dich auch noch davon überzeugen.“

„Ja, ich kenne Eure Uebereinstimmung,“ versetzte lachend Therese; „wer weiß, vielleicht ist eben der Adel Deines Bräutigams die Ursache, daß Dein Vater sich nicht recht über die Verlobung freuen wollte. In diesem Falle können wir sicher sein, daß sich seine Verstimmung bald legt, und was Dich angeht, ich möchte einmal sehen, wenn jemand nach Deiner Verheirathung die Frau Baronin vergäße, was Du für ein freundliches Gesicht dazu machen würdest.“ — Damit ging Therese lachend wieder in die Küche und die zukünftige Baronin von Neuberg begab sich auf ihr Zimmer, um sich zur Fahrt nach Maienruhe vorzubereiten.

Drittes Kapitel.

Wer forscht nach der Quelle, wenn mitten durch saftige Wiesen rauschend ein murmelnder Bach ihn labt? Er schöpft, er trinkt, und geht erquickt seines Weges weiter. Tausendmal fliegt ein Funke unbeachtet zur Seite, aber das eine Mal, da er, trockenes Stroh fassend, eine Stadt in Asche legt, folgen endlose Verwünschungen, Klagen, Jammer und Elend ihm nach. Nur von der Wirkung aus dringen wir zur Ursache zurück, und wie oft würde unser Urtheil über die erstere ein ganz anderes sein, wäre es uns möglich, die letztern vollständig zu verstehen. Wer gedenkt heute noch, wenn ihn die gemeine Gewinnsucht, die fast allezeit den Character des Betrügerischen an sich trägt, aus den Augen eines alten Handelsjuden anwidert, der tausendjährigen Schmach, durch welche dies Volk so weit kam, daß jeder Einzelne nur im Ringen nach Vortheil und Gewinn noch sein Interesse kennt, und das einzige Gefühl sie unter einander vereinigt, daß sie verachtet sind von den Anderen und diese dafür hassen müssen. Der einzelne Mensch erhält erst dann seinen wahren Werth, wenn er sich als Glied eines größeren Ganzen erkennt;

was giebt aber dem Juden diesen Werth? Nur indem der Einzelne der wankenden Messiashoffnung ungetreu wird, erkauft er für seine Nachkommen das Recht, der Fahne des Hasses abzuschwören und vom verachteten Paria aufzusteigen zum freien Selbstgefühle der Gleichberechtignng mit seinen Mitlebenden.

Im Hause des alten Meyer Goldheim war wenig von dem Reichthum zu erblicken, als dessen Besitzer ihn nichtsdestoweniger die ganze Stadt kannte. Altmodische Möbel standen in den Zimmern umher, und die geschwärzten Wände und Decken zeugten davon, daß lange Zeit keine Veränderung damit vorgenommen war. Früher, als seine Frau noch lebte, die in ihrer Jugend eine große Schönheit gewesen war, und durch ihre starke Hinneigung zu den Vergnügungsorten, wo sich die Offiziere der zu Mainz garnisonirenden oestreichischen und preußischen Truppen einzufinden pflegten, ihrem Manne viel Herzeleid bereitet hatte, sah es allerdings etwas eleganter bei ihnen aus. Sie hielt selbst damals noch beim Eingange in das Haus ein ganz modern möblirtes kleines Boudoir. Seitdem sie indessen gestorben war, hatte dies alles ein anderes Ansehen bekommen. Das Boudoir war verschwunden, und die alte Haushälterin, die Goldheim zu sich genommen hatte, verstand

sich wenig auf elegante Einrichtung. Der einzige Sohn, dem es leicht gewesen wäre, dies alles zu ändern, da ihm sein Vater keinen Wunsch verweigerte, bemerkte derartige äußerliche Dinge viel zu wenig, als daß er darauf hätte einwirken können. Zwar hielt er sich lieber in freundlichen Räumen auf, als in düstern, aber es war ihm unmöglich auch nur die geringste Anordnung in diesem Sinne selbst zu treffen.

Simon eilte, nachdem er aus der Unterredung mit Schaller die freudigste Hoffnung geschöpft hatte, rasch nach Hause und trat in jenes kleine Zimmer, in welchem früher seine Mutter die Vorübergehenden beobachtet hätte, während jetzt sein Vater darin Geschäfte unter vier Augen abzuschließen pflegte. Er traf den Alten in heftigem Streite mit seinem Diener, den er, wie Simon aus den wenigen Worten, die er noch vernehmen konnte, schloß, bei einer Unredlichkeit ertappt hatte. Als er den Sohn kommen hörte, beendete der alte Goldheim seinen Sermon mit der Warnung, ihn nicht wieder in ähnlicher Weise zu erzürnen, da er den Diener sonst ohne Weiteres aus dem Hause jagen werde. Als der Gescholtene den jungen Herrn ankommen sah, schlich er ganz leise fort.

Simon sah ihm mit einem Blicke der tiefsten Verachtung nach, indem er zu seinem Vater sagte: „Ich begreife nicht, wie Du den widerwärtigen Burschen so nachsichtig behandeln kannst! An Deiner Stelle hätte ich ihn längst aus dem Hause gejagt.“

„Wär' ich ihm nicht verschuldet,“ entgegnete der Alte, „ich hätte es längst gethan. Aber er hat mein Wort, er gehört mit zur Familie, so lange er lebt, denn ohne ihn wäre ich längst ein todter Mann. Sein Muth und seine Treue haben mir einst das Leben gerettet.“

„Er muthig und treu?“ frug Simon ungläubig. „Das klingt fabelhaft.“

„Ich selbst möcht's kaum halten für möglich,“ entgegnete der Alte, „und doch ist's wahr auf's Wort. Ich hab' Dir die Geschichte noch nicht erzählt, aber da's doch kommen könnt', daß ich stürb' vor ihm, so will ich Dir's sagen, warum ich ihm zu Dank verschuldet bin. — Ich war noch ein ganz kleiner Krämer und zog mit Waaren umher in aller Herren Länder, da ward ich in Polen eines Abends in einem dichten Walde von Gesindel überfallen, und ein Kerl schlug mir mit dem Messer über's Gesicht, daß ich ohnmächtig hinstürzte. Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlverbunden in einem Wirthshause; alle

meine Waaren waren gerettet und die Kerle hatten nichts mitgenommen, als einen Ring, den ich am Finger trug. So hatte mich mein Diener, der Samuel, der mich damals begleitete, gerettet, die Räuber vertrieben und mich in das Dorf geschafft, und da ich einige Tage krank lag, gestand er mir, daß er Geld habe, um mich zu verpflegen. Ich hatte nie gewußt, daß er sich etwas erspart hatte, aber er nahm wirklich fünfzig polnische Gulden hervor, bezahlte die Zeche und Wartung und händigte mir das Uebrige ein. Nun, ich hab' es ihm dreifach später wieder zurück gegeben und ihm dabei gelobt, ihn Zeit seines Lebens nicht zu verlassen. Was mich am meisten freute" — fuhr der Alte fort, und ein ächt jüdisches Lächeln spielte um seinen Mund — „war, daß der Ring, den die Räuber mir genommen hatten, falsch war und daß sie sich bei Licht recht ärgern mußten über ihren Fehlgriff."

„Wahrhaftig Vater," entgegnete Simon, indem er den Kopf schüttelte, „hättest Du die Geschichte nicht selbst erlebt, ich würde sie keinem Menschen auf der Welt glauben. Finde Dich doch mit dem alten Sünder ab, damit Du ihn los wirst."

Aber der alte Goldheim wollte davon nichts hören. Er war eben im Begriffe nebenan in das Comptoir

zu gehen, als Simon ihn mit den Worten zurückhielt: „Lieber Vater, ich kam, um Dir etwas mitzutheilen.“

Der alte Goldheim blieb an der halbgeöffneten Thüre stehen, drehte sich um, und indem er seinen Sohn erstaunt anblickte, sagte er: „Du hast mir etwas mitzutheilen? Es ist lang her, daß Du mir nichts hattest zu sagen. Um Rath zu holen, wirst Du nicht zu mir kommen; was giebt's? Brauchst Du Geld?“

Simon blickte seinen Vater gekränkt an. „Du thust mir Unrecht,“ sagte er halblaut.

„Ich Dir?“ entgegnete der alte Goldheim langsam und im Tone des Vorwurfs; „hab' ich mich verändert? Ich bin derselbe geblieben gegen Dich, heute wie am Tage Deiner Geburt.“

„Aber ich bin seitdem vom Kinde zum Manne geworden,“ erwiederte Simon mit festem Tone; „liegt es nicht in unserer Natur begründet, daß wir in der Jugend starke Umänderung erleiden? Warum also willst Du mir dies Recht verweigern?“

Der alte Goldheim trat nahe an seinen Sohn heran, und indem er ihn mit durchdringenden Blicken ansah, sprach er: „Du bringst Deine Zeit außer meinem Hause zu; des Vormittags beim Musikmeister, des Abends im Hause des Kaufmanns Schaller und

des Nachmittags kann man Dich sogar in der Christen-kirche finden, wie mir einer unserer Bekannten erzählt hat. Soll nun die kurze Zeit, die Du mitunter in meinem Hause zubringst, ausgefüllt werden durch Vorwürfe? Was ist's? sag's mir, was Du willst, und laß uns nicht weiter streiten."

Simon fühlte sich verletzt. „Weshalb kann Dir mein Umgang mit angesehenen, gebildeten Familien unlieb sein?" fragte er.

„Sind wir so fremd geworden, mein Sohn?" entgegnete der Alte, und eine leichte Rührung in seiner Stimme ward hörbar; „Du fragst, weshalb ich Deinen Umgang nicht billige? Damals, als wir es noch für ein heiliges Gebot hielten nicht mit ihnen zu essen, nicht unter einem Dache mit ihnen zu weilen, da wußte jeder Sohn, daß es so sein müsse, und keiner fragte den Vater nach dem warum."

„Wie kannst Du von jenen finstern Zeiten veralteter Vorurtheile sprechen!" entgegnete Simon verdrießlich, aber der Alte fuhr fort:

„Hatten sie ihren Stolz, hatten wir ihn damals auch. Sie verachteten uns, wir waren stolz und haßten sie; sie verachten uns noch, aber unser Stolz ist fort. Wir schmeicheln ihnen, freuen uns, wenn sie uns in ihre Gesellschaft ziehen, wenn man uns für Ihres-

gleichen hält. Ja, wir verschmähen es nicht, ihre Kirchen zu besuchen, damit man uns ja nicht für das erkennt, was wir sind. Unsere Zähigkeit ist geschmeidig geworden, unsere Hartnäckigkeit gebrochen."

„Halt ein," unterbrach Simon den Vater, „Du siehst die Dinge falsch, weil Du die Ursache von dem, was um Dich her geschieht, weil Du den Geist unserer Zeit nicht begreifst."

„Laß mich ausreden," fuhr der Alte heftig fort, „auch Du wirst noch erfahren, wohin Du kommst mit Deiner Menschenliebe, wenn sie Dich erst verwundet haben in den edelsten Gefühlen, wenn sie erst gewühlt haben in Deinem Schmerz und den Spott darauf gelegt statt des Balsams, dann wirst Du einsehen, daß ich Recht gehabt. Weshalb gehst Du nicht geradezu über? Meinst Du mich damit zu kränken? Ich hab' nichts dagegen, 's ist besser, als daß Du so umherziehst und nicht dies bist und nicht das."

„Gerade, indem ich bleibe, was ich bin, hoffe ich meinen Zweck zu erfüllen! Will ich denn allein mich ihnen nah'n? Gleichberechtigung, das ist der Triumph der Humanität. Sie müssen uns erkennen, uns verstehen lernen; abringen müssen wir ihnen die Achtung, die sie uns früher versagten, dann wird endlich die Schranke fallen, die uns von ihnen trennt. Würde ich

austreten aus der Genossenschaft der Verbannten, so hätte ich meine Idee geopfert für egoistische Pläne des Eigennutzes, und kein schönes Ziel bliebe mehr zu erstreben für mich."

„Schöne Worte, aber eitel hohles Geklingel!" entgegnete der Alte, „wohin wollt ihr's bringen mit Eurer Gleichberechtigung? Bis dahin, wo weder Religion noch Nation noch Character noch Geschlecht die Einzelnen mehr unterscheidet; alles verwaschen und farblos erscheint, und der Mensch die höchste Gattung des Thierreichs darstellt? Aber noch ist es nicht so weit und auch Du wirst noch einsehen lernen, wie entfernt Du von Deinem geträumten Ziele stehst. Wart' es nur ab, bis es einmal was anders gilt als Gesang und Tändelei! dann wirst Du sehen. Glaubst Du, weil sie Dich nicht öffentlich treten, sie stellen Dich sich gleich? Komme ihnen nicht zu nah', ich gebe Dir den Rath."

Als der Alte diese letzten Worten gesprochen hatte, überflog ein Zug des Stolzes das Gesicht Simon's. „Eben darum," sagte er mit großer Sicherheit im Ton, „um Dir den Beweis zu liefern, daß Du Dich irrst, kam ich her. Kannst Du wohl einen größern Beweis von Gleichstellung verlangen, als wenn uns die Familie öffnet? — Herr Schal-

ler," fuhr er fort und blickte seinen Vater triumphirend an, „hat mir so eben die Hand seiner Tochter zugesagt."

Der Alte fuhr zusammen, als hätte er eine Natter erblickt. Ohne ein Wort zu reden, blickte er starr in das Gesicht seines Sohnes. — „Das erstaunt Dich," fuhr Simon etwas entmuthigt durch den Ausdruck des ungewöhnlichen Schreckens im Gesichte seines Vaters fort, „Du kennst ja Herrn Schaller?"

„Ich kenne ihn," begann der Alte mit zögernder Stimme, „er ist ein tüchtiger Geschäftsmann und als solcher wohl akreditirt bei mir. Im Uebrigen ein unruhiger Mensch, der mancherlei geheime Verbindungen hat. Ich wußte, daß Du mit dem Manne über Freiheit und Gleichheit schwärmst, während seine Frauen Gefallen an Deiner Kunst finden." — Hier hielt er eine Weile ein, dann, als wenn ihm plötzlich ein helfender Gedanke gekommen sei, begann er: „Hör' Simon, mein Sohn, Du hast keine Lust gehabt zum Geschäft, willst nach Italien geh'n, um Musikant zu werden; ich wollt's bisher nicht leiden. Geh' hin, bald, gleich, ich will Dir Geld geben so viel Du brauchst, ich hab' nichts dawider, aber gieb den Plan mit der Heirath auf."

„Und gerade ihr zur Liebe wollte ich meine

Künstlerpläne aufgeben," entgegnete Simon. — Aber der Alte, indem er den Kopf schüttelte, wiederholte noch dringender seine Bitte.

Simon wurde zuletzt gereizt und warf seinem Vater Härte und Lieblosigkeit vor. Das konnte dieser nicht ertragen. Mit einem tiefen Seufzer sagte er: „Was hilft das Reden. Seitdem sie uns nicht mehr verbrennen und mißhandeln, hat Israel den Herrn vergessen; es ist Zeit, daß er sich offenbart. Beuge Dich, mein Sohn, daß ich Dir meinen Segen gebe." Simon beugte das Haupt vor dem Vater, und indem dieser beide Hände auf ihn legte, sprach er feierlich: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Viertes Kapitel.

Um die Mittagsstunde fuhr ein eleganter Wagen mit zwei Schimmeln bespannt aus dem Thore des Schaller'schen Hauses. Im Fond des Wagens saßen Schaller und Luise, auf dem Rücksitze der Vetter aus Amsterdam, dessen Bekanntschaft wir bereits beim Frühstück gemacht haben. Große weiße

Vatermörder beschatteten sein langweiliges Gesicht, und um die Schleife seiner Halsbinde zu ordnen, hatte er gewiß eine halbe Stunde vor dem Spiegel zugebracht. Dabei wußte er seinem Gesichte eine so wichtige Miene aufzuprägen, als hinge das Wohl der ganzen handelsgenootschap von dem Zucken seiner Augenbrauen ab. Luise, die in vertraulichen Kreisen den Vetter mit der schmeichelhaften Bezeichnung „das Brechmittel" zu benennen pflegte, sah eifrig links und rechts zum Wagen hinaus und dankte Gott in ihrem Herzen, daß ihr Vater höchst wichtige Handelsthemata mit dem Vetter zu besprechen hatte; denn sie wußte, daß, wenn dieser anfing geistreich zu sein, die Pferde leicht in Versuchung kommen könnten durchzugehen. Nichtsdestoweniger gelang es ihm, der keine Ahnung von der Abneigung seiner Cousine hatte, ein Gespräch anzuknüpfen, indem er ihr mittheilte, daß er seit gestern angefangen habe, den Göthe'schen Faust in deutscher Sprache zu lesen. Luise konnte sich nicht versagen, ihn bei dieser Gelegenheit zu versichern, daß sie glaube, es werde ihm schwer halten die Scene in der Hexenküche vollständig zu verstehen. „Gretchen" setzte sie hinzu, „darf Sie nicht auf den Gedanken bringen, als ob es das Bild eines deutschen Mädchens in der Wirklichkeit

sei. Göthe konnte keine Frauen schildern. Gretchen ist ein Gänschen, weiter nichts.“

Der Vetter entsetzte sich über diese kühnen Behauptungen, er lächelte still vor sich hin, als habe er seine eigenen Gedanken, dachte aber in Wahrheit garnichts. Um indeß das Gespräch auf einen Gegenstand zu bringen, von dem er mehr wußte als seine schöne Nachbarin, begann er einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Faust, als dem größten dramatischen Gedichte der Deutschen und dem Lucifer des Vondel, dem entsprechenden der Holländer. Luise hörte ihm mit ziemlicher Schadenfreude zu. Als er nun aber gar begann ihr den Anfang des gerühmten Lucifer in der Ursprache vorzudeclamiren und mit ungeheurem Pathos die Worte sprach:

„Myn belial ging hen op lucht en vleugels dryven,
Om nit te zien waar onze Apollion mag blyven...“

da konnte sie es nicht länger ertragen und machte den Vetter darauf aufmerksam, daß er vier Menschenleben in Gefahr bringe, wenn er seinen Enthusiasmus nicht bezähme. Papa Schaller hatte inzwischen ein Schläfchen gemacht und die ganze kleine Gesellschaft langte eben am Orte ihrer Bestimmung an, als er gähnend die Augen wieder aufschlug.

Maienruhe war eine der schönsten und einträglichsten Besitzungen in der Umgegend von Mainz. Man gelangte dahin, indem man den Rhein abwärts entlang und dann zwischen Gärten und Feldern vom Ufer ablenkend einfuhr. Therese, Schaller's Gattin, war die einzige Tochter des jetzigen Besitzers, und da der landwirthschaftliche Betrieb des Gutes sich in jeder Beziehung vortheilhaft ausdehnte, so galt es als ausgemacht, daß dasselbe bei der Familie bleiben werde. Ein Lieblingsgedanke der alten Leute war der, daß Luise einen Mann heirathen möge, der das Schaller'sche Geschäft weiter führen und Otto dann das Besitzthum seines Großvaters übernehmen werde. Durch die Verlobung Luisen's mit dem jungen Baron von Neuberg war nun zwar dieser Plan geändert, aber er war der Ansicht Schaller's nach dadurch nicht aufgehoben. Luisen's Bräutigam konnte ja nun Maienruhe übernehmen und Otto das Geschäft seines Vaters weiterführen. Als die Ankommenden in den Hof des Gutes einfuhren, kam ihnen der alte Herr freundlich entgegen und half seinem Enkeltöchterchen aussteigen.

„Eine große Neuigkeit, Großpapa," rief diese ihm entgegen, „ich bin Braut!"

Der alte Herr hielt dies anfänglich für Scherz und eilte mit dem muthwilligen Mädchen, die sich an

seinen Arm gehängt hatte, voraus nach dem Hause. Als sie sich dort im untern Zimmer alle versammelt hatten, erzählte Luise die näheren Umstände ihrer Verlobung, und der alte Herr gab ihr mit einer Thräne im Auge einen zärtlichen Kuß zum Segen.

Bald war das Mittagessen bereit und man ging zu Tische. Da erst fiel es Schaller ein nach Otto zu fragen, den er bereits hier zu finden gehofft hatte; auch Luise war ganz erstaunt, ihn noch nicht zu sehen. Endlich, als sie sich schon gesetzt hatten, trat Otto ein. Er schien erhitzt und gerieth in Verwirrung, als er bemerkte, daß man sein Ausbleiben wahrgenommen hatte. Er kam jedoch jeder Frage mit der Erzählung zuvor, daß der herrliche Herbsttag ihn verlockt habe, zu Fuß von Mainz über die Brücke und nach dem Schloßpark zu Bibrich zu wandern, von dort habe er sich dann über das Wasser setzen lassen und komme eben daher. Man fand darin durchaus nichts Ungewöhnliches, und Luise beeilte sich, auch ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, die sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Otto, der sonst immer den lebhaftesten Antheil an den geringsten Angelegenheiten seiner Schwester genommen hatte, nahm die Nachricht ziemlich ruhig auf. Er schien sehr zerstreut und Luise ärgerte sich

zum ersten Male recht ernstlich über ihn. Ihr Verdruß stieg noch viel höher, als der Bruder kurze Zeit nach dem Essen, anstatt mit ihr wie sonst im Garten umherzuspazieren, sich wieder entfernte, um, wie er sagte, mit einem Freunde, den er Vormittags gesprochen hatte, zusammen zu treffen. Die Gesellschaft des Vetters war für Luise eine Unmöglichkeit. Die beiden alten Herren machten wie gewöhnlich ihr Mittagsschläfchen, um sich dann später zu einer Spielparthie zu setzen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als allein im Garten umherzugehen, die Hühner und Tauben zu füttern und sich zu langweilen.

Otto eilte rasch nach dem Ufer des Rheines, ließ sich übersetzen und setzte seinen Weg auf der Landstraße fort, bis er an den Eingang des Dorfes Schierstein gelangte, wo die beiden Frauen, denen er gestern Hilfe geleistet hatte, wohnten. Er war bereits Vormittags da gewesen, aber die Hausbesitzerin hatte ihm gesagt, daß der Zustand der Kranken sich während der Nacht verschlimmert habe, und abgerathen hinauf zu gehen, da jene nun gerade ein wenig schlummere. Im Weggehen hatte Otto das junge Mädchen am Fenster erblickt. Es war ihm vorgekommen, als mildere sein Anblick den Zug des

Schmerzes in ihrem Gesichte, während er hinwieder das tiefste Mitleid mit ihren Thränen empfand. Er hatte der Hauswirthin gesagt, daß er Nachmittags wieder kommen werde, einen Gruß nach dem Fenster hinaufgewinkt und sich dann entfernt.

Als er sich nun wieder dem Hause nahte, sah er das junge Mädchen schon von weitem ihn erwarten. Sie ging ihm einige Schritte entgegen, grüßte ihn und sagte: „Wir haben es erwartet, daß Sie kommen würden, um nach dem Befinden meiner armen Mutter sich zu erkundigen. Ach! leider ist sie schwerer erkrankt, als sie es vorher war. Der Arzt ist diesen Morgen hier gewesen, und die Art und Weise seiner Reden ließ mich vermuthen, daß sie in großer Gefahr schwebt.“ Otto hatte die zum Gruße dargebotene Hand gefaßt und hielt sie fest, indem er die Sprecherin, ihr mitleidig in die Augen schauend, zu trösten suchte. Sie gingen miteinander hinauf. Die Kranke empfing Otto mit sichtlicher Freude. Zutrauen und Offenheit brachte diese drei Menschen einander bald näher. Otto war erstaunt über den klaren Verstand der alten Frau, und das junge Mädchen erschien ihm ganz anders, als alle die Freundinen seiner Schwester, mit denen er bisher bekannt geworden war. Ohne daß er sich Rechenschaft geben

konnte, warum, flößte sie ihm eine Scheu ein, die er fast heilig hätte nennen mögen. Sie war in ihrer Einfachheit so voll natürlicher Anmuth, in ihrer Offenheit so voll Zurückhaltung, daß er sich unwiderstehlich angezogen fühlte und doch kaum wagte zu ihr zu sprechen. Bevor er wegging, erkundigte er sich, ob er bald wiederkehren dürfe. Die ältere Frau bat ihn herzlich darum, und ein schüchterner Blick des jungen Mädchens sagte genug, um den Entschluß in ihm zu reifen sie täglich wiederzusehen. Und so geschah es denn auch. Er kam täglich, war der getreue Rathgeber der beiden Frauen, und mit jedem Tage sah die Kranke ihrem unfehlbaren Ende ruhiger entgegen, denn ihre letzte Sorge schien ihrem Ende zu nahen. Während draußen von Tag zu Tag am warmen Sonnenstrahl die süßen Trauben reiften, entkeimte in dem Herzen der beiden jungen Leute ein ganzer Frühling von Liebesblüthen.

Eines Tages kam Marie — so hieß das junge Mädchen — zur gewöhnlichen Stunde dem herannahenden Otto angstvoll entgegen. Die Mutter hatte heute lebhafter als gewöhnlich nach ihm verlangt, und als er in das Zimmer trat, erschrack er über die ungemein fahle Blässe in ihrem Antlitz. Wie einem rettenden Engel streckte sie ihm die Hand ent-

gegen, als er eintrat, und eine Ruhe, wie sie nach überstandenem Leiden das Antlitz eines genesenden Kranken im Schlafe bedeckt, lag auf ihrem Gesichte. „Sehen Sie dort die Bäume, deren Wipfel so freundlich nicken und winken," begann sie mit leiser Stimme, „lang schon sehe ich sie und verstehe ihre Mahnung. Wissen Sie, was das für Bäume sind? Sie stehen neben dem Kirchthurme, an dem Orte, wo die Erde zur ewigen Ruhe die Entschlafenen deckt. Bald werde auch ich dort ausruhen. — Aber nicht wie ehemals, erscheint mir der Gedanke daran schrecklich und dünkt mich die Erde, die mich decken soll, schwer; sondern freudig gehe ich dahin und die Erde wird mir leicht sein, denn Gott hat meine Schuld verziehen und mir einen Anker gesendet, an dem ich mich halten kann in meiner letzten Stunde. Sie, verehrter Freund, sind dieser Hoffnungsanker, und ob die Stunde, da Sie uns entgegengeführt wurden, gleich die bitterste meines Lebens war, da in ihr der Tod mit Gewißheit sich mir anzeigte, so soll sie doch gesegnet sein, denn sie brachte mir mit der Gewißheit des Endes auch die Hoffnung, daß dieses ein ruhiges sein könne. Setzen Sie sich zu mir und hören Sie, was ich Ihnen mitzutheilen habe."

Marie hatte weinend den Worten ihrer Mutter

zugehört. Sie rückte jetzt eine kleine Fußbank vor das Bett derselben und kauerte sich still darauf hin. Otto nahm einen Stuhl, setzte sich der Kranken gegenüber und versuchte es, ihr Trost zuzusprechen und ihr den Gedanken auszureden, als sei ihr Zustand gefahrdrohend.

„Machen Sie keine vergeblichen Versuche mich zu täuschen," unterbrach ihn die Kranke; „wozu sollte es dienen? Ich fürchte den Tod nicht mehr, lassen Sie uns daher lieber diese letzten Augenblicke dazu verwenden, alte Schuld zu sühnen und wieder gut zu machen, was leicht hätte zum Unheil werden können. Noch habe ich Sie nicht nach Ihrem Namen oder Ihren Verhältnissen gefragt; der Augenblick und die Art, wie sie uns gesendet wurden, schien mir eine höhere Aufforderung, Ihnen zu vertrauen, und Ihre eigene Handlungsweise gegen uns hat diese Ansicht nur verstärkt."

Nach einer Pause, in welcher sie Marie zärtlich anblickte, fuhr sie fort: „Vernimm denn Marie und auch Sie, unser Freund, hören Sie ein Geständniß, welches ich ablegen will, ehe ich sterbe: Ich bin nicht das, wofür Ihr mich hieltet; ich bin nicht Marien's Mutter." — Ein leiser Ruf schmerzlichen Erstaunens entfloh Marien's Lippen, sonst blieb alles

still, und die Kranke fuhr fort: „Ich lebte als die Witwe eines der angesehensten Aerzte in Aachen, noch trauernd über den Tod meines Gatten und mein Schicksal beklagend, das mir die Eltern frühe geraubt und mich nun so allein in die Welt gestellt hatte. In ähnlichen Gedanken saß ich eines Abends in meinem Zimmer, als plötzlich einer der vertrautesten Freunde meines Mannes hereintrat und mir in kurzen Worten mittheilte, daß eine Dame mir ihr neugeborenes Kind zu übergeben wünsche. Er habe ihr Hilfe geleistet, und da geheimnißvolle Umstände die Betheiligten zwänge, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, so sei er beauftragt, das Kind an Jemand zu übergeben, wo es mit Sorgfalt und Liebe aufgenommen würde. Hastig und ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen, drängte er mich dann, ihm zu folgen; wir stiegen in seinen Wagen und befanden uns in kurzer Zeit in einem der ersten der dortigen Gasthöfe. Als wir in das dicht verhängte erleuchtete Zimmer eintraten, erblickte ich die Mutter — Marie ist ihr Ebenbild — entkräftet und bleich, in einem Sessel ruhend. Sie hielt das wenige Tage alte Kind, von dessen Geburt außer dem Arzte und einer vertrauten Kammerfrau Niemand etwas ahnte, in ihren Armen, indem sie es mit Blicken voll un-

beschreiblicher Zärtlichkeit betrachtete. Als sie mich erblickte und die Ursache meines Kommens errieth, brach sie in die heftigsten Klagen aus, verwünschte sich und ihr Geschick, preßte das Kind an ihre Brust, hielt es dann mit thränenden Blicken zum Himmel empor, als wolle sie dort einen Schützer für dasselbe anrufen, und legte es hierauf mit abgewandtem Gesicht in meine Arme. Nachdem dies geschehen war, brach sie bewußtlos zusammen. — Ich betrachtete das Kind. Es schlief und lächelte. In diesem Augenblicke beneidete ich die Mutter selbst um ihren Schmerz, denn ich ahnte durch ihn die Größe des Gefühls der Mutterliebe, und ich hatte kein Kind. Eilig drängte der Arzt zum Weggehen, denn die Bewußtlose konnte sich erholen und der Anblick ihres Kindes in meinen Armen ihren Schmerz erneuern. Wir stiegen in den Wagen und ich gelangte zu meiner Wohnung. Aber welche Veränderung war in dieser kurzen Zeit mit mir vorgegangen. Nicht mehr einsam und verlassen erschien ich mir. — Die Räume, in denen es mir noch vor wenig Stunden öde und traurig vorgekommen war, hatten sich belebt mit Hoffnungen und Freuden, die ich früher kaum geahnt hatte. — Durch Vermittelung jenes befreundeten Arztes erhielt ich monatlich eine bestimmte Summe,

welche ich zur Erziehung des Kindes verwenden sollte. — Obgleich ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, manche Einschränkungen, die bei der geringen Hinterlassenschaft meines Gatten nöthig geworden waren, zu umgehen, so war doch eben dieser Umstand, daß die Sorge um das Kind, das mein Herz als mein eigenes anerkannte, nicht mir allein angehörte, ein nagendes Bewußtsein. Von Tag zu Tag wuchs diese Unzufriedenheit, sie wurde zur glühenden Eifersucht, die mich verzehrte. Unterdessen starb bald darauf jener Arzt, der einzige Mitwisser meines Geheimnisses, und ich sollte in Zukunft die betreffende Summe durch Vermittelung eines großen Handelshauses in Cöln erhalten. Da erwachte in mir der Gedanke, es könne eines Tages kommen, daß man das Kind, welches nicht anders wußte, als daß ich seine Mutter sei, wieder von mir abfordern würde, und der bloße Gedanke hieran erstarrte mir das Blut. Er kam immer wieder und verließ mich weder bei Tag noch bei Nacht, bis ich endlich den Entschluß faßte, Aachen zu verlassen, meinen Namen zu ändern und dadurch jede Möglichkeit meine Spur aufzufinden zu vertilgen. Ich führte dies aus und begab mich hierher, wo ich in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung des Kindes, das ich nun ganz mein nannte, mein

Leben und mein kleines Vermögen weihte. — Aber ich hatte in der Verblendung meiner Liebe für Marie nicht daran gedacht, daß der Tod mich ereilen könne, bevor ihre Zukunft gesichert sei, daß sie dann als ein junges Mädchen tausend Widerwärtigkeiten preis gegeben sein würde. Die wenigen Bekanntschaften, welche ich hier angeknüpft, hielt ich absichtlich immer fern, da ich eine Entdeckung meines Vergehens fürchtete, und so geschah es, daß ich wirklich, als ich vor einiger Zeit gefährlich erkrankte, Niemanden kannte und wußte, dem ich Marien's Zukunft hätte anvertrauen können. — Nun aber ist diese Sorge entschwunden. Gott hat sich erbarmt und mir einen Retter gesendet. Was vielleicht noch Wochen hätte verschwiegen bleiben können, der Ernst dieser Stunde fordert es heraus. — Versprechen Sie mir," fuhr sie, zu Otto gewendet, weiter fort, „nach meinem Tode Marie nicht zu verlassen? Wollen Sie das Schicksal ihres Lebens an das Ihrige knüpfen und sie, die allein in der Welt steht, mit treuer Hand durch das Leben begleiten?" —

„Ich will es," sagte mit fester Stimme nach einer Pause Otto und faßte Marien's Hand. „Wenn Marie mich zu ihrem Begleiter, zu ihrem Beschützer annehmen will, so gebe ich ihr mein Wort, sie zum Weibe zu nehmen."

Marie konnte nicht sprechen. Die gewaltigen Eindrücke dieser Stunde bewegten sie zu mächtig. Mit einem Strom von Thränen fiel sie an der Seite des Retters auf die Knie und verbarg ihr Gesicht an der Brust der Kranken.

„Aber wie," begann jetzt Otto, „wenn Marien's Geburt sie zu höherer Stellung im Leben berechtigte? Wenn sie es später erführe, daß sie durch die Verbindung mit mir einem Range entsagen müßte, der ihr eine glänzendere Zukunft versprochen hätte, als ich es kann?"

„Diese Befürchtung ist nichtig," versetzte die Kranke und ihre Stimme wurde schon schwächer. „Marie ist das Kind einer Liebe, die nicht durch die Weihe der Kirche gerechtfertigt war. Ihre Mutter starb ein Jahr nach ihrer Geburt, so viel erfuhr ich noch von meinem Freunde; doch weiß ich weder den Namen noch den Wohnort ihrer Familie."

„Wohlan," sprach Otto, „so gelobe ich denn bei dem Ernste dieser Stunde, Marie mein Wort zu halten und ihr Treue zu erweisen, so lange ich lebe."

„Ich danke Ihnen," versetzte die Kranke mit matter Stimme aber freudiger Beruhigung im Tone.

Otto, welcher bemerkte, daß das viele Sprechen und die heftige Gemüthsaufregung dieser Stunde die

Leidende sehr geschwächt hatte, bat dieselbe, heute sich zu schonen und jede weitere Aufregung zu vermeiden. Er versicherte sie, daß er am folgenden Tage wiederkommen werde, und bat, bis dahin außer Sorge zu sein. Die Kranke richtete einen eigenthümlichen, wehmüthig freundlichen Blick auf ihn und reichte ihm die Hand, indem sie sagte: „Nehmen Sie nochmals meinen Dank. — Sie sind der größte Wohlthäter meines Lebens gewesen, denn ruhig können nun im Augenblick meiner Befreiung die Bilder meines Lebens noch einmal an meiner Seele vorüberziehen. O, ich fühle es, der Augenblick des Todes führt für den Gerechten die Belohnung für sein ganzes Leben mit sich, während der seiner Würde ungetreue Mensch ihn nur mit Furcht und Zittern erwarten kann. Mögen sich nun die körperlichen Schmerzen auch noch häufen, je größer sie sind, um so süßer wird gerade der Augenblick sein, wo im Tode für das Bewußtsein die Empfindung des Leidens allmählig verschwindet und leicht vergehend sich auflöst. Müde der vielen Täuschungen im wechselvollen Leben wird sich der Geist zurückziehen und die Verbindung durch die Sinne mit der Außenwelt abbrechen, aber in demselben Maße, wie die Einwirkungen von Außen schwinden, wird die innere Helle zunehmen. Neue,

nie geahnte Fähigkeiten werden erwachen, und mit einer Empfindung ungekannter Wonne fühlt sich ein neues verklärtes Wesen befreit von der Last des irdischen Körpers. Wie anders wäre es gewesen, sähe ich Sie nicht jetzt an meiner Seite! Darum nenne ich Sie meinen größten Wohlthäter. — Leben Sie denn wohl, auf — Morgen!"

Marie war fortwährend zu bewegt, als daß sie hätte über alles nachdenken können, was indessen geschehen war. Auch sie reichte jetzt Otto die Hand. Er führte dieselbe an seine Lippen, denn er wagte es diesmal nicht in Gegenwart der Kranken Marien den Verlobungskuß zu geben. Rasch eilte er hinweg, näherte sich dem Ufer des Rheines, bestieg dort einen Kahn, fuhr nach dem gegenüber liegenden Ufer und war bald im elterlichen Hause angelangt. —

Trauer und Jubel grenzen oft so nahe aneinander, daß die Töne disharmonisch grell sich vermischen.

An demselben Abende fand in Mainz das Conzert des Gesangvereins statt. Die Familie Schaller mußte sich etwas früher dort einfinden, weil Luise eine kleine Solopartie singen sollte. Schaller und Therese traten in den Saal, während Otto mit Luise durch eine Seitenthüre in das Versammlungszimmer der Mitwirkenden gelangten. Als sich die Theilneh-

mer sämmtlich dort eingefunden, begaben sie sich auf die dazu bestimmte erhöhte Tribüne und Luise mußte ihren Platz ganz vorn einnehmen. Ihr gegenüber auf der andern Seite saß Simon Goldheim. Richard von Neuberg befand sich unter den andern Herren im Hintergrunde. Luise trug einen gestickten Tüllüberwurf über einem weißseidenen Kleide; zwei Büschel Fuchsia, die in ihren vollen braunen Haaren befestigt waren, wiegten sich auf den weißen Schultern. Ihre Wangen waren von der Aufregung etwas geröthet und ihr runder Arm contrastirte reizend in seinem lebendigen Colorit gegen die todte Weiße der Handschuhe. Die Aufführung verlief ganz nach Wunsch. Luise trug ihren Theil geschmackvoll und mit glockenheller Stimme vor. Alle Anwesenden waren darüber entzückt, und der Medizinalrath Stab sah einen neben ihm stehenden Fremden verwundert und fast geringschätzend an, als dieser die Bemerkung machte, es sei schade, daß die junge Dame nicht mit etwas mehr Wärme singe.

Als das Conzert vorüber war, ordnete man sich zum Tanze und Luise ward bald von vielen ihrer Bekannten umringt. Sie hatte für Richard natürlich den ersten Tanz reservirt, mit Simon Goldheim tanzte sie den zweiten. Richard blieb viel in ihrer

Nähe, Goldheim ging indessen mit Otto, der sich auffallend zu langweilen schien und ganz theilnahmlos und nachdenkend dem Tanze zusah, im Saale umher. Luise hatte Goldheim häufig um Auskunft über dies oder jenes zu fragen, er mußte ihr kleine Bestellungen an ihre Bekanntinen ausrichten, eine verloren gegangene Tanzkarte ersetzen und mehrmals den Bleistift zu Notizen leihen. So waren rasch und unbemerkt mehrere Stunden vergangen. Luise tanzte eben mit Richard und hatte den folgenden Tanz dem jungen Goldheim versprochen. Sie sah verdrießlich aus, Richard frug sie um die Ursache.

„Papa will schon wieder weggehen und hat es mir rund abgeschlagen auch nur noch einen Tanz länger zu bleiben; immer geht es uns so; gerade dann, wenn es am schönsten wird, bricht er auf."

„Wie schade," sagte Richard, und dann sie mit einem zärtlichen Blicke ansehend, fuhr er fort: „Bald wird dies anders werden. Dann bestimmen Sie ganz allein, ob es Zeit ist, den Ball zu verlassen oder nicht."

Luise lächelte. „Sie werden noch hier bleiben?" frug sie.

„Ich habe auf den nächsten Tanz engagirt," entgegnete Richard.

„Auch ich bin auf den nächsten Tanz engagirt," meinte Luise etwas schmollend.

„Aber bedenken Sie doch," entgegnete Richard, „daß Sie Ihren Eltern folgen und dadurch entschuldigt sind, während es von mir eine offenbare Rücksichtslosigkeit wäre, wenn ich das Local jetzt verlassen wollte."

Luise schien dies einzusehen.

„Mit wem werden Sie tanzen?" frug sie.

„Mit Fräulein Rosalie Kamp."

„Nun, dagegen kann ich nichts einwenden," meinte lachend Luise. Der Tanz war zu Ende. Richard führte Luise zu ihren Eltern und blieb in ihrer Nähe bis zum Beginn des nächsten Tanzes. Dann verabschiedete er sich, nachdem er zu Therese, als er ihr die Hand reichte, gesagt, daß er sich morgen die Ehre geben werde, seinen Vater bei ihr einzuführen.

Richard hatte diese Nachricht schon beim ersten Tanze Luise mitgetheilt, diese war sogleich damit zu ihren Eltern geeilt, und so nahm Therese die Ankündigung des jungen Mannes sehr freundlich und vorbereitet entgegen.

In diesem Augenblicke begann die Musik. Richard eilte fort und Simon Goldheim kam um Luise zum Tanze abzuholen.

„Hat es Ihnen Otto denn nicht gesagt, daß wir nicht länger hier bleiben?“ rief ihm Luise entgegen; „gerade in diesem Augenblicke wollten wir weggehen. Nun, Sie sollen mich zur Entschädigung an den Wagen führen; Sie finden nun doch keine Tänzerin mehr.“

Damit legte sie ihre Hand in Goldheim's Arm. Schaller und Therese gingen, ohne sich umzusehen, voraus, und Otto, der den ganzen Abend für nichts von dem, was um ihn vorging, Augen hatte, beschloß den Zug.

Simon vermochte kein Wort zu sprechen; es bedarf so wenig, um einen ohnehin zaghaften Liebhaber mit Hoffnungen zu erfüllen. Er hatte Luise schon oft aus der Gesangprobe nach Hause begleitet, aber als sich nun das vom Tanz erregte Mädchen zutraulich auf ihn stützte und er den Druck ihres weichen Armes fühlte, war es ihm, als stehe er bereits am Ziele aller seiner Wünsche und führe Luise als seine Braut am Arme. Unten angekommen, half er ihr in den Wagen steigen und wagte es dabei leise ihre Hand an seine Lippen zu drücken. Luise erschrack etwas über diese Dreistigkeit, ehe sie jedoch weiter darüber nachdenken konnte, rollte der Wagen davon.

„Morgen also,“ war hierauf das Thema des ziemlich einsylbigen Gesprächs während der Fahrt, und „Morgen“ war auch der Gegenstand des glücklichsten Hoffens in der Brust Simon's. Richard tanzte noch lange nach Luisen's Weggang, während Simon einen nächtlichen Gang durch mehrere Straßen unternahm, da er wußte, daß kein Schlaf für ihn in dieser Nacht zu finden sei. Im Schaller'schen Hause hielt der Gedanke an dieses hochwichtige „Morgen“ auch Therese noch wach, als Luise schon lange von ihren Tänzern und dem falschen Gesange ihrer Gespielinen träumte.

Fünftes Kapitel.

Die Bewegung und Unruhe, welche Luisen's bevorstehende Verlobung im Schaller'schen Hause hervorrief, hatte bewirkt, daß man die regelmäßige Abwesenheit Otto's des Nachmittags nicht bemerkte. Seine Anwesenheit im Geschäfte war zu diesen Stunden weniger nothwendig, und da er in den Vor-

mittagsstunden mit ungewöhnlichem Eifer sich thätig erwies, so fiel es Niemand auf, daß er gleich nach Tische sich zu entfernen pflegte. Am Morgen nach jenem Tage, als er Marien's Geschichte erfahren hatte, trieb ihn indeß die Besorgniß um die Kranke schon frühe dazu an, nach ihrem Befinden zu sehen. Als er seiner Mutter die Nachricht bringen wollte, daß er nicht zu Tische kommen werde, fand er diese in großer Geschäftigkeit und voller Verdruß, da sie mit der neuen Einrichtung in der Küche durchaus nicht fertig werden konnte. Therese war gerade im Begriffe, die Köchin, welche sich höchst ungelehrig anstellte, mit der gerühmten Verbesserung bekannt zu machen, und Luise, welche ebenfalls dabei stand, machte ihrerseits die Ansicht geltend, wie traurig es sei, daß man überhaupt noch Menschen, die so dumm seien, nöthig habe. Es wäre besser, meinte sie, man hätte es überhaupt nur noch mit Maschinen zu thun. Beide Frauen starrten Otto mit großen Augen an, als er ihnen den Entschluß, bei dem zu erwartenden Besuche nicht gegenwärtig zu bleiben, kund gab, und Luise meinte, es gehe ein für alle mal nicht an, denn es sei unschicklich, daß er sich entferne. Otto durch das Hinderniß gereizt, entgegnete ihr heftig, er sei durchaus nicht willens sich von ihr Vorschriften

machen zu lassen, worauf Luise in Thränen ausbrach und Therese, die des Sohnes eigenthümliches Betragen nicht begreifen konnte, um sie zu trösten, mit ihr in ein anderes Zimmer ging. Otto, noch erregt durch die gestrigen Erlebnisse, eilte in einer Aufwallung des Unwillens ohne weiteres aus dem Hause und dem Orte zu, wohin ihn seine Sehnsucht trieb.

Dieser auffallende Schritt erweckte im Herzen der Mutter zum ersten Male Vermuthungen über des Sohnes Geheimniß. Es fiel ihr nun mit einem Male ein, daß er in den letzten Tagen fast gar nicht sichtbar, auffallend zerstreut und ernster als gewöhnlich erschienen war. Sie theilte Luisen ihre Vermuthung mit, und diese war sogleich fest davon überzeugt, daß ihr Bruder ein Verhältniß haben müsse, welches er zu verschweigen Ursache habe. Die Erwartungen des heutigen Besuches waren indeß wichtig, als daß den beiden Frauen Zeit geblieben wäre, sich mit ihren Vermuthungen hinsichtlich Otto's länger zu beschäftigen. Sie versprachen sich, in den nächsten Tagen Nachforschungen anzustellen, und verabredeten eine schickliche Entschuldigung für Otto's heutiges Entferntsein.

Bald darauf trat Schaller ein. „Guten Mor-

gen, kleine Braut!" rief er aus, und man sah ihm deutlich an, daß er sich längst über seinen fehlgeschlagenen Plan mit Goldheim getröstet hatte. „Nun, wie hast Du diese Nacht geschlafen?"

„Ausgezeichnet, Papa, und sehr lange."

„Und was für Träume hast Du gehabt, damit wir daraus eine Vorbedeutung auslegen?"

„Gar nichts habe ich geträumt. — Doch ja! von der Gesangprobe träumte ich. Rosalie Kamp sang so falsch, daß alle Leute im Saale sich die Ohren zuhielten, und doch behauptete Vetter Jan, Rosalie habe eine hemel'sche Stimme. Die Vorbedeutung ist leicht zu finden, denn auch Rosalie findet den Vetter gar nicht so abgeschmackt, daß ihr der Appetit in seiner Gegenwart vergehen könne, wie es mir geschieht."

„Du bist ein ausgelassener Schelm," lachte Schaller. „Stimmt denn Dein Brautstand Dich nicht etwas ernst, etwas unruhig?"

„Ernst? Gott bewahre! im Gegentheil, er stimmt mich heiter. Und unruhig? nein, davon spüre ich bis jetzt nichts."

„Es wird schon kommen, wenn Du erst einmal öffentlich mit Deinem zukünftigen Eheherrn auftrittst."

„Was den Eheherrn betrifft, Papa," bemerkte Luise und warf schnippisch den Kopf zurück, „so

kennst Du meine Ansichten, ich habe sie ja von Dir. Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, das werde ich Richard alsbald im Voraus ankündigen."

„Du wirst ihn schon bekehren, wenn er nicht ganz mit Dir übereinstimmt," sagte Schaller lachend.

„Das will ich meinen! obgleich ich eigentlich nie recht dahinter kommen konnte, wie er in diesem Punkte gesinnt ist. Bisher war mir dies auch ziemlich gleichgültig, aber nun muß er heraus mit der Farbe."

„Unser Besuch muß nun doch wohl bald eintreffen," meinte Therese, indem sie nach der Uhr sah. „Wie weit ist das Neuberg'sche Gut entfernt von der Stadt?"

„Zwei Stunden ungefähr," entgegnete Luise; „aber sie kommen nicht direct von dort zu uns, da sie zuerst die alte Baronin, Richard's Großmutter, bei welcher dieser immer wohnt, wenn er einige Tage in der Stadt ist, aufsuchen werden."

„So werden wir der alten Dame in den nächsten Tagen unsern Besuch machen müssen," sagte Therese. „Der herzliche Ton, mit dem Richard stets von ihr, wie auch von seinem Vater sprach, läßt auf ein inniges Familienverhältniß schließen." —

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen vor.

Man hörte Tritte die Treppe heraufkommen; die beiden Frauen sahen sich erwartungsvoll an und Schaller ging den Eintretenden entgegen.

Es waren die beiden Erwarteten.

Der alte Baron Neuberg war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, hoch gewachsen, den Kopf aufwärts gerichtet. Spärliches, hellblondes Haar umfaßte eine große, feine Stirn, unter welcher blaue Augen fest hervorblickten. Sein ganzes Wesen zeigte in Gang, Haltung und Sprache viel Stolz, und ein röthlicher Schnurbart, den er lang und stark trug, gab ihm dabei ein etwas martialisches Aussehen. Richard stellte ihn der Familie Schaller vor. Er grüßte den Hausherrn leicht und sah ihn mit einem forschenden Blicke an, dann näherte er sich den Damen, bewillkommnete sie mit der größten Artigkeit, versicherte sie, daß er es sich zur Ehre rechne, sie kennen zu lernen, und bat, die Zuvorkommenheit, welche sie seinem Sohne zu Theil werden ließen, auch auf ihn übertragen zu wollen. Therese erwiederte seine freundliche Begrüßung, indem sie wünschte, daß er ihr Haus eben so gern und freudig betreten möge, als sie ihn darin empfange.

Luise schwieg, und fühlte sich etwas beengt in der Gegenwart dieses Mannes, der sie, was ihr bis

dahin noch nie begegnet war, einschüchterte. Sie sagte nur halblaut zu Richard, als dieser sich ihr näherte, daß sein Vater eine angenehme, würdevolle Erscheinung sei, und Richard entgegnete darauf, es thue ihm von Herzen wohl, dies von ihr zu hören.

„Wir fürchteten, daß Kränklichkeit die Ursache Ihrer Zurückgezogenheit sei," begann Therese die Unterhaltung, nachdem noch einige der gewöhnlichen Redensarten gewechselt waren und die Gesellschaft sich gesetzt hatte; „aber ich sehe mit Vergnügen, daß wir uns irrten."

„Ich kenne Krankheit fast nur aus der Erfahrung an Andern," erwiederte der Baron, welcher inzwischen seine Umgebung betrachtet hatte, worauf Schaller mit der Frage entgegnete:

„Aber welche Gründe bestimmen Sie, die Welt so auffallend zu vermeiden?"

In Wahrheit war der Baron fast nur dem Namen nach in der ganzen Umgebung bekannt. Er hielt sich seit vielen Jahren stets nur in der unmittelbaren Nähe seines Gutes auf und verkehrte einzig mit solchen Menschen, deren Vermittelung er durchaus nicht umgehen konnte. Diese Grille entstand aus einer äußerst einseitigen Beurtheilung von Zeit und Menschen, und hatte sich fast bis zur förmlichen

Abneigung gegen allen geselligen Verkehr gesteigert. Wir werden später sehen, daß an der Ursache hiervon ebensowohl Erfahrungen aus seinem Privatleben, wie solche bei öffentlichen Bewegungen Schuld trugen.

Mißtrauisch hatte er denn auch das Geständniß von Richard's Liebe vernommen und mehrere Tage lang durch sein Stillschweigen den jungen Mann in der peinlichsten Ungewißheit gelassen. Endlich willigte er auf das dringende Bitten seines einzigen Sohnes ein, einen Besuch in Schaller's Hause zu machen; aber sein erster Blick auf die ihn erwartende Familie hatte seinen Entschluß, die Verbindung Luisen's mit Richard zu verhindern, fast ganz befestigt.

„Es giebt nur zwei Gründe, die einen Mann an die Welt fesseln können," erwiederte er auf Schaller's Frage in kaltblütigem Tone, indem er heimlich fortfuhr, die Gegenstände umher gelegentlich zu mustern; „entweder sie muß ihm, oder er muß ihr nützlich sein können. Sobald keiner dieser Fälle möglich ist, scheint es mir angemessener, sich selbst zu leben, und so halte ich es nun seit einigen Jahren."

„Sollte es uns nicht immer frei stehen der Welt zu nützen, wenn wir nur den Willen dazu haben?" fragte Schaller, und der Baron entgegnete

mit bestimmter Betonung: „Nein. Wen die Welt nicht verstehen kann, der opfert sich umsonst auf, wenn er thöricht genug ist, sich ihr preis zu geben. — So geht es mir," fuhr er langsam und mit immer schärferer Betonung fort; „die Welt versteht mich nicht mehr, während ich hingegen die Welt leider zu gut verstehe, besser als sie sich selbst versteht. Seitdem man darauf gekommen ist, alles Eigenthümliche zu zerstören, seitdem das Princip der Gleichmachung alles verflocht, eilen unsere Zustände der schaalsten Nüchternheit entgegen. Aus einem lebendigen Organismus wird ein mechanisches Kunstwerk und jede frische Quelle poetischer Anschauung verdampft in den Maschinenfabricken der Industriehelden. Wie alles, was einmal da ist, so haben auch diese Verhältnisse ihr Recht; sie sind bedingt durch die Zeit, in der sie entstanden; wer wollte dies bestreiten! Aber meine Sympathie darf ich ihnen vorenthalten, das ist wiederum mein persönliches Recht."

Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich nach diesen Worten aller Zuhörer. Schaller sah verdrießlich vor sich nieder. Luise war erstaunt und wünschte den Baron weiter reden zu hören, so fest sie auch überzeugt war, daß seine Ansichten nicht die richtigen seien. Richard befand sich in der unangenehmsten

Lage. Er hatte etwas Aehnliches befürchtet, denn er kannte seinen Vater. Gern hätte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand gelenkt, aber es war ihm unmöglich, es über sich zu gewinnen. Therese fühlte, daß es ihre Pflicht als Hausfrau erforderte, in's Mittel zu treten. Auch wünschte sie um keinen Preis, daß der Baron die lieberalen Ansichten ihres Mannes weiter herausfordern möge, so sehr sie sich heimlich darüber freute, daß dieser einmal genöthigt war, entgegengesetzte Ansichten ruhig anzuhören.

„Aber es wundert mich," begann sie, „daß Sie nicht um Richard's Willen zuweilen häufiger nach der Stadt kommen. Er liebt doch die Geselligkeit so sehr, und namentlich ist es die Musik, die ihn anzieht. Lieben Sie die Musik nicht?"

Sie glaubte damit ein ganz anderes Thema angeschlagen zu haben und hoffte, daß es ihr gelungen sei, die Gedanken auf einen Gegenstand zu lenken, in welchem sie übereinstimmende Ansichten bei dem Baron voraussetzte.

Aber dieser schien es gerade durch der Erfolg seiner ersten Meinungsäußerung darauf abgesehen zu haben, schroff sich jeder Annäherung entgegen zu stellen. „Ich liebe die Musick von ganzer Seele," sagte er; „aber auch darin sind meine Ansichten, wie man

zu sagen pflegt, antiquirt. Ich hasse alles Maßlose, alles Drängen nach Schein, weil es das wahrhaft Edle und Schöne nicht zur Entfaltung kommen läßt, und ich stimme daher selten mit der modernen Geschmacksrichtung in den Künsten überein."

„Um so mehr hoffe ich, daß Sie mit der Richtung unseres Geschmacks zufrieden sein werden," fiel hier zutraulich Luise ein; „auch wir sind fern davon, die Oberflächlichkeit der modernen Schule für Genialität zu halten."

„Das sollte mich freuen, da sie alsdann gewiß auch in andern Dingen der Neuzeit nicht huldigen werden," bemerkte von Neuberg. „Ist es doch nur die Consequenz des Geistes der Zeit, der sich auch durch diese invellirende Verschwommenheit in der Kunst repräsentirt. Traurig, daß dieses Treiben und Rennen nach äußerlichem Glanze, der unter prunkender Hülle allen Mangel an Innerlichkeit zu verbergen strebt, unser ganzes sittliches und sociales Leben zu durchdringen droht!" —

Die Verlegenheit stieg. Schaller, Luise und Richard sahen schweigend vor sich nieder, und Therese, welche sich nicht mehr anders zu helfen wußte, hoffte, es werde ihr dadurch, daß sie dem Baron Gelegenheit gebe, seine Ansichten ganz auszusprechen, am be-

sten gelingen, dem herannahenden Ausbruche des Streites zwischen ihrem Manne und dem Baron vorzugeben.

„Sie haben Recht," sagte sie, „und jedes ihrer Worte zeugt den denkenden Mann, aber worin suchen Sie die Wurzel des Uebels?"

„Da, wo die Wurzel der ganzen Entwickelung liegt," versetzte von Neuberg, Therese scharf ansehend; „in der Erziehung. Ich kenne den Unterschied aus Erfahrung, welcher zwischen der gekünstelten Treibhausentwickelung, dieser Quelle der Entsittlichung, und dem Resultat freien, unverschrobenen Gedeihens liegt, denn ich mußte die erste Zeit meines Lebens aus Gesundheitsrücksichten auf einem Dorfe, mitten unter den Kindern des Landvolkes verleben. Da erstarkte mein Körper und mein Geist, und als ich später zur Schule kam, war die ganze Verweichlichung meiner Altersgenossen mir fremd. Ein auf natürlichem Wege gekräftigter Sinn fühlt sich in naturgemäß bestehenden, organischen Verhältnissen wohl, während das Heer der Neuerer und Mißvergnügten zusammengesetzt ist aus den tausendfach sich bekämpfenden Erscheinungen selbsüchtig anmaßender Verbildung."

Bei diesen Worten stand Schaller in heftiger

Erregung von seinem Stuhle auf, und Richard, der das Ausbrechen des gefürchteten Sturmes bemerkte, sagte rasch und ängstlich zu seinem Vater: „Weshalb dem Gespräche eine so ernste Wendung geben? Bleibt uns doch noch so viel Zeit übrig, Ansichten auszutauschen.“

„Ich bezweifle fast,“ bemerkte hier Schaller rasch, indem er jedes Wort scharf betonte, „daß Herr von Neuberg geneigt sein dürfte, Ansichten, welche den seinigen entgegen stehen, mit derselben Ruhe anzuhören, wie wir die seinigen gehört haben.“

Der Baron blieb ruhig sitzen und sagte, indem er sich zu Therese wandte: „Die Art, mich bei Ihnen einzuführen, würde in jedem Falle ein unverantwortlicher Verstoß gegen die Sitte sein, wenn nicht dieser Besuch über das Lebensschicksal unser Kinder verfügen sollte. Mein Sohn Richard weiß es, daß ich als Mann von Ehre unter jeder Bedingung ein gegebenes Wort halten würde, aber ich gebe es nie leichtsinnig, und darum mögen sie verzeihen, wenn ich sogleich mit den Gesinnungen, welche mich bei der Erziehung meines Sohnes Richard geleitet haben, hervortrete. Der Mann ist der Schutz, das Haupt, der Herr der Familie. Er bestimmt die Verhältnisse, in welche die Frau nur eintritt, und er muß daher

bei der Gründung einer neuen Familie allein maßgebend sein für die Gesinnungen, denen diese in ihrer Entfaltung folgen soll. Deshalb mußte Fräulein Luise meinen Sohn so kennen lernen, wie er sich ihr schwerlich als Liebhaber hätte zeigen können. Entschieden, ja sogar schroff mußte er ihr gezeigt werden, damit sie ihr Herz wohl prüfen kann. In einer Zeit, wie die unsrige, wo Meinungen die innigsten Verbindungen auf Tod und Leben scheiden, ist es gut, sogleich offen zu zeigen, wie man gesinnt ist, damit dies nicht zu spät an den Tag kommt."

„Wohlan," begann hier Schaller und sein Gesicht verrieth deutlich die heftige Erregung, in welche ihn des Barons Worte versetzt hatten, „so will auch ich Ihnen die Ansichten kund geben, von denen ich überzeugt bin, daß sie meiner Tochter höher stehen, als jede andere Rücksicht. Sie hassen den Fortschritt, dem wir huldigen, weil nur veraltete Vorurtheile ihnen den Vorrang geben vor Menschen, die ohne dies, in Bezug auf wahren Werth, nicht hinter den Privilegien alter Wappenschilder zurück zustehen hätten. Die Decoration, welche Sie hier tragen" — damit deutete er auf ein Ordensbändchen, das von Neuberg am Rocke trug — „giebt mir die Gewißheit der Vermuthung, daß Sie ohne Zweifel sehr ge-

eignet sind militairische Verdienste zu erwerben, aber nicht die Fortschritte friedlicher Weiterbildung zu würdigen ..."

Auf diesen Ausfall erhob sich von Neuberg ruhig und entgegnete: „Ich glaubte, daß Sie gesonnen seien, mir Ihre Ansichten mitzutheilen, nicht mir Ihre Meinung über meine Persönlichkeit in einer Weise darzuthun, welche mich zwingen muß, zu vergessen, warum ich Ihr Haus besuchte."

Länger konnte Richard dem Streite nicht mehr ruhig mit zusehen. Er stand auf und zu seinem Vater tretend, sagte er: „Bester Vater, beruhigen Sie sich! Wozu diese gewaltsame Heftigkeit?"

Aber der alte von Neuberg, indem er die Hand seines Sohnes kräftig faßte und mit einem starken Druck diesen an seine Seite stellte, entgegnete: „Die Sorge für Dein Wohl leitet mich. Hier ist dies nicht zu finden. Schweige, Du kannst nichts verbessern."

Schaller, der sich immer mehr erhitzte, warf hier, ohne daß er eigentlich überlegte, was er sagte, die Worte dazwischen: „Und ich glaube nicht, daß zwischen uns etwas zu verbessern wäre."

Therese näherte sich, sobald Richard zu seinem Vater getreten war, ihrer Tochter, nahm diese bei

der Hand und wollte sich entfernen; der alte Baron jedoch, der dies bemerkte, wendete sich mit den Worten zu ihnen: „Bleiben Sie, meine Damen. Ich bin weit entfernt, Sie in Ihrem eigenen Hause zu verdrängen. Ich weiß, daß es mir zukommt den Platz zu räumen, aber erlauben Sie mir, daß ich meinen Sohn mitnehme, der es nicht vergessen wird, wohin seine Pflicht ihn ruft."

„O, mein Gott, Vater!" rief hier Richard schmerzlich aus, „was verlangen Sie von mir?"

„Daß Du nicht länger weilst, wo man mehr von Dir verlangt, als ein Mann von Ehre der Liebe aufopfern darf."

Richard hörte die letzten Worte seines Vaters kaum; er näherte sich Luisen, welche, als sie ihn kommen sah, ihr Gesicht wegwendete und sich an die Brust ihrer Mutter warf. Richard faßte ihre Hand. „Luise!" rief er; „einen Blick! ein Wort! Mißverstehen Sie meinen Vater nicht. Er ist streng, aber er ist edel; er will mein und Ihr Glück. Reden Sie ein Wort, und Alles wendet sich noch zum Guten. Nur um Sie zu prüfen, hat er diesen Auftritt herbeigeführt, von dem ich keine Ahnung hatte. Lassen Sie mich so nicht gehen, stoßen Sie mich nicht auf immer von sich fort."

Luise drehte sich um; ihr von Thränen befeuchtetes Antlitz mit dem Ausdruck beleidigten Stolzes auf den flehenden Richard wendend, sagte sie fest, indem sie ihn mit der Hand von sich abwehrte: „Gehen Sie!" und wendete sich wieder von ihm weg. —

„Zu mir, mein Sohn!" rief Richard's Vater mit starker Stimme, und dieser stürzte ihm nach zur Thüre hinaus.

Geraume Zeit blieben Schaller, seine Frau und Tochter in großer Verwirrung gegeneinander über stehen.

„Unangenehme Geschichte," brummte endlich der Erstere; „aber es war absichtlich herbeigeführt von dem Alten. Er konnte es in seinem Stolze nicht vertragen, daß sein Sohn eine Bürgerliche gewählt hatte. Im Grunde ist's gut, daß wir sie vom Halse haben. Luise weiß, daß das Bewußtsein, seiner Ansicht treu zu bleiben, in jeder Lage genügen muß."

Damit war aber Therese gar nicht einverstanden. „Sprich nicht so sinnlos," schalte sie; „als ob es sich um nichts weiter handle, als um einen gewöhnlichen Zank. Die armen Kinder!" und indem sie sich schmeichelnd zu ihrer Tochter wendete, frug sie: „Wie ist Dir, Luise?"

Luise, welche bisher schweigend vor sich nieder gesehen hatte, zögerte eine Weile, dann sagte sie weinend: „Ach, ich weiß es nicht, wie mir ist. Ich habe nie gefühlt, was mich jetzt bestürmt. Ich bin ärgerlich über ihn, über mich, über die ganze Welt!“ und sie wollte sich entfernen.

In diesem Augenblicke ging die Thüre langsam auf und Simon Goldheim, dessen mehrmaliges Anklopfen man überhört hatte, trat herein.

Er hatte mehrere Tage verstreichen lassen, und kam nun, ermuthigt durch die Erlebnisse des letzten Abends, in dieser verhängnißvollen Stunde, um die Entscheidung auf seinen Antrag zu vernehmen. Als er die Verwirrung in den Gesichtern bemerkte, sagte er, indem er sich zurückziehen wollte: „Wenn ich ungelegen komme, so will ich mich sogleich wieder entfernen.“

Aber Schaller, der ihn zuletzt erst bemerkte, athmete auf und rief ihm entgegen: „Willkommen, liebster Herr Goldheim! Sie treffen uns allerdings in einer etwas trüben Stimmung, aber Sie kommen wie gerufen.“

Luise und ihre Mutter waren gar nicht geneigt, Besuch zu empfangen, und schickten sich an, das Zimmer zu verlassen. Schaller aber hielt sie zurück, in-

dem er sagte: „Bleibt nur hier; Ihr müßt dabei sein. Komm, Luise, Herr Goldheim ist um Deinetwillen gekommen.“

„Um ihretwillen?“ frug Therese etwas erstaunt.

„Du weißt,“ entgegnete Schaller, „daß Herr Goldheim neulich, bevor Luise aus der Gesammtprobe des Conzertes kam, eine Unterredung mit mir hatte. Der Gegenstand derselben war ein Vorschlag, der mich in die größte Freude versetzte, und aus dessen Verwirklichung ich die angenehmsten Folgen für die Zukunft hoffe. Gerade jetzt ist der Augenblick gekommen, wo es mir scheint, daß Ihr Beide mit mir übereinstimmen werdet. — Herr Goldheim liebt Luise und hat um ihre Hand angehalten.“

„Herr Goldheim?“ fragte Therese spöttisch lächelnd.

Simon, welcher dies nicht bemerkte, glaubte, daß es nun passend für ihn sei, seinen Antrag selbst vorzubringen. „Schon seit längerer Zeit trage ich dies Gefühl mit mir umher,“ sagte er mit zagender Stimme; „und die Freundlichkeit, mit welcher Sie mich stets behandelten, gab mir den Muth —“

„Sich um die Hand unserer Tochter zu bewerben?“ brach hier Therese hastig aus. „Dazu hätte Sie unsere Freundlichkeit doch wohl nicht berechtigen sollen, dächte ich!“

Simon wurde bleich wie der Tod und trat einen Schritt zurück; aber Schaller, indem er seiner Frau einen strafenden Blick des Zornes zuwarf, nahm seine Hand und sagte: „Luise allein hat hier zu entscheiden." Dann sich zu seiner Tochter wendend, sprach er ernst: „Luise, Du bist gefragt. Antworte!"

Luise hatte während des ganzen Auftritts sich sprachlos weggewendet. Ohne umzusehen frug sie mit vor Aerger bebender Stimme: „Wie? Was, Papa?" —

„Herr Goldheim, unser Freund, hat um Deine Hand angehalten, und ich habe sie ihm zugesagt, wenn Du Dich damit einverstanden erklärst," sprach Schaller mit ungewöhnlich gebieterischem Tone.

Luise drehte sich rasch um, ihr Gesicht war roth vor Aufwallung und Heftigkeit. „Wenn ich denn antworten muß," rief sie: „Nein!"

Das junge Mädchen wußte in diesem Augenblicke selbst nicht, weshalb ihr Simon's Antrag so tief verhaßt war. Seitdem Richard ihrer Aufforderung, sich zu entfernen, Folge geleistet hatte, war sie voller Unwillen und Verdruß. Sie hätte laut weinen mögen und wünschte sich allein auf ihr Zimmer, um ihren Thränen freien Lauf lassen zu können. Und nun kam ihr Vater, dem sie ohnedies wegen des ganzen Vorgangs gram war, und wollte sie stehenden

Fußes mit einem andern verloben. Simon war ihr sonst stets ein lieber Freund gewesen, aber in diesem Augenblicke war sie voller Wuth auf ihn, ohne daß sie recht wußte warum. Als daher ihr Vater sie gleich darauf um die Ursache ihrer Weigerung fragte, entgegnete sie mit steigender Heftigkeit: „Nun, ich dächte doch, Grund genug wäre der Umstand, daß Herr Goldheim ein Jude ist.“ —

Wer es jemals erfahren hat, welch' ein sinnverwirrendes Gefühl es ist, mit einem Schlage alle liebsten Hoffnungen vernichtet zu sehen, der kann sich Simon's Zustand in diesem Augenblicke vergegenwärtigen. Unfähig etwas zu denken, mußte er sich an der Lehne eines nahestehenden Stuhles halten, um nicht vom Schwindel erfaßt zu Boden zu sinken. Gerade für ihn, der im Gefühl seines Werthes als Künstler von jeher auf die gesellschaftlichen Unterschiede weniger Gewicht gelegt hatte, war es leicht gewesen an die Verwirklichung seiner kühnsten Pläne in Bezug auf seine Liebe zu glauben, und nun, mit einem Male herabgeschmettert zu sein in die schale Wirklichkeit, belastet mit dem Fluche der Ausgestoßenen! Wie ein Hohngelächter klang es immerfort in sein Ohr: Du bist ein Jude!

Schaller, der zwar die Leiden des jungen Man-

nes in ihrer ganzen Tiefe nicht ahnen konnte, fühlte doch die Beleidigung, welche demselben angethan worden. „Wie?“ sagte er erzürnt zu Luise, „sind das die Ansichten, die Du sonst so eifrig bekämpftest?“

Kaum aber vernahm Simon, daß Schaller diese Worte gesprochen hatte, als sein Stolz sich zu regen begann. „Halten Sie ein, Herr Schaller,“ unterbrach er ihn, die Worte hervorstöhnend mit abgebrochenem Tone. „Sie müßten mich für ehrlos halten, wollten Sie noch ein Wort weiter für mich reden. Schmerzlich ist der Fall von dem stolzen Gebäude aller Hoffnungen in das tiefste Loos elender Verbannung, denn nicht nur mein Herz ist gebrochen, auch mein ganzes Streben, mein Glaube an das Edle unter den Menschen ist getödtet, und meine Gedanken wirbeln haltlos im verödeten Geiste; aber jeder Versuch in dieser Sache weiterzugehen, wäre eine neue Beschimpfung. Leben Sie wohl!“ — Damit eilte er fort.

Schaller lief voll Wuth im Zimmer umher. „Träume ich denn,“ rief er. „Sind das die Wände meines Hauses? Diesen jungen Mann, den die ganze Stadt achtet und liebt, der hundert Mal bei uns zu Gast war, mit Euch sang, tändelte, beschimpft und beleidigt Ihr auf die schonungsloseste Art. Bist Du denn meine Tochter? Ist das Humanität?“

„Man heirathet sich nicht aus Humanität, sondern aus Liebe," entgegnete furchtlos Therese, indem sie ihre Tochter umfaßte. „Ich konnte es dulden, daß Du in mein Recht als Hausfrau eingriffst und in Deiner Ueberstürzung die Ordnung meines Hauswesens störtest; mein Recht als Mutter aber werde ich Deinen Projekten niemals aufopfern. Magst Du mit leblosen Maschinen experimentiren, mein Kind ist dazu viel zu gut und glücklicher Weise auch zu selbstständig."

„Aber Goldheim ist der Sohn eines der reichsten Männer der Stadt; als Heuchler stehe ich vor der ganzen Oeffentlichkeit da!"

„Dies ist Deine eigene Schuld, es sind die Früchte Deiner Neuerungsgelüste! Haben wir nöthig auf Geld zu sehen? Baron von Neuberg ist ebenfalls reich, und Deine Unduldsamkeit hat diese Parthie verschlagen. Wären wir arm, so bliebe Goldheim's Idee wenigstens zu entschuldigen, aber so ist sie geradezu eine Beleidigung."

„Eine Beleidigung! Ließen wir ihn jemals fühlen, daß er nicht unseresgleichen sei? Hat ihn Luise nicht behandelt wie jeden Andern? oder habt Ihr geglaubt, die Toleranz erstrecke sich nur so weit, als sie uns bequem sei, als sie zur geselligen Unterhaltung beitrage?

Seine Talente erfreuten Euch, die Blüthe seines Wesens nahmt Ihr willig für Euch in Anspruch, aber seinen Namen, den Makel, der an seiner Geburt nach dem allgemeinen Vorurtheile klebt, den wollt Ihr nicht hinnehmen!“ —

„Nein, nein, gewiß, das war es nicht!“ sagte hier plötzlich Luise, indem sie aus tiefem Nachsinnen erwachte. „Ich selbst wußte keinen andern Grund dafür, daß sein Antrag mich in tiefster Seele verletzt hatte, aber ich fühle es jetzt, daß ich schweres Unrecht an ihm begangen habe, unddaß ich ihn nur die Stimmung entgelten ließ, in welche mich das Zerwürfniß mit Richard's Vater versetzt hatte. Ach Mutter,“ setzte sie unter Schluchzen und mit Thränen in den Augen hinzu, „ich muß fort, fort aus diesem Hause!“

Therese blickte sie erstaunt an. Sie hatte ihre Tochter noch nie in diesem Tone reden hören. „Was hast Du, Kind?“ frug sie angstvoll. „Du erschreckst mich! Was fehlt Dir?“

„Was mir fehlt?“ brach Luise jetzt heftig weinend aus, indem sie ihrer Mutter stürmisch um den Hals fiel; „ach, alles, alles fehlt mir, ich fühle mich verlassen von der ganzen Welt!“ —

Therese erschrack ernstlich; Luise mußte krank sein, anders konnte sie sich deren sonderbares Beneh-

men nicht erklären. „Bin ich denn nicht bei Dir, meine Tochter?“ redete sie zärtlich zu. „Armes Kind, komm auf Dein Zimmer, Du mußt ruhen und Dich etwas erholen.“

Darauf ging sie langsam mit Luise hinweg, und Schaller begab sich verdrießlich in seine Schreibstube.

Sechstes Kapitel.

Als Otto sich an diesem Tage über den Rhein fahren ließ, stand Marie bereits am jenseitigen Ufer und erwartete ihn. Er ging auf sie zu. Sie reichte ihm die Hand und wollte reden, aber ein Strom von Thränen verhinderte sie, mehr zu sagen, als die Worte: „Sie ist todt!“ Auch Otto's Augen füllten sich mit Thränen, und nachdem er schweigend mit Marie in das Haus gegangen war, traten sie in das Zimmer, wo die Verstorbene lag. Otto deckte ihr Gesicht auf. Eine unnennbare Ruhe war darüber verbreitet. „Wie starb sie?“ frug er Marie und diese begann zu erzählen:

Kaum war er am vorigen Tage fort gewesen,

so war die Mutter in einen leichten Schlummer versunken, aus dem sie erst in später Nacht röchelnd wieder erwacht war. Marie war dann in große Besorgniß gerathen, hatte die Wirthin geweckt und keinen Augenblick mehr das Bett der Kranken verlassen. Diese hatte nichts mehr reden können, aber mit Blicken, die Marie voll unbeschreiblicher Seelenruhe erschienen waren, hatte sie fortwährend auf diese hingeblickt. Gegen Morgen war sie dann sanft im Tode entschlafen, ohne Schmerz, wie ein Kind an der Brust seiner Mutter. „Ach Otto!“ setzte Marie am Schlusse ihrer Erzählung hinzu, „noch kann ich es nicht fassen, noch nicht einmal daran denken, wie glücklich ich mich als Dein Weib fühlen werde. Aber schon für den ruhigen Tod der Mutter werde ich Dir danken, so lange ich athme. Wäre ihr Tod minder schmerzlos gewesen, ich würde verzweifelnd bei ihrer Leiche jammern, während ihr sanftes Hinscheiden mich nur wehmüthig stimmt und unter meine Trauer den sanften Trost mischt, daß das zukünftige Glück meines Lebens ihr Glück im Tode war.“

Otto schlang seinen Arm um Marie und küßte ihre Stirn. Sie blickte ihn voll Hingebung und Vertrauen an und fuhr fort: „Ja, mein Freund,

und sollte ich auch niemals so glücklich werden, wie es meine gute Mutter für mich erbat, und würde mit ihr auch jede Lebenshoffnung für mich begraben, ich wollte zufrieden sein mein Leben lang, daß sie in dem Glauben sterben konnte, meine Zukunft sei gesichert."

Otto besprach sich hierauf mit Marien über die Anordnungen des Begräbnisses und er dachte nun auch zum ersten Male daran, daß es die höchste Zeit sei, seine Eltern von seiner Liebe zu unterrichten. Bisher hatte ihn die Furcht, auf Widerstand zu stoßen, davon abgehalten, und er war auch jetzt noch überzeugt, daß es nicht leicht sein werde, die Einwilligung der Eltern zu der Verbindung mit dem unbemittelten Mädchen, dessen Herkunft eine zweifelhafte und zweideutige war, zu erhalten. Aber er vertraute dabei auf die Liebe seiner Mutter, und das junge Herz ist ja so leicht geneigt jedes Hinderniß zu überfliegen, das seinen Hoffnungen entgegensteht.

Nachdem noch einige Stunden unter traulichem Gespräche vergangen waren, trat Otto den Heimweg an und Marie begleitete ihn. Es war ein heißer Tag und die schwüle Luft lag drückend über der ganzen Natur. Langsam gingen die Liebenden Hand in Hand auf dem Wege, den sie damals zuerst mitein-

ander gegangen waren, als sie der dahingeschiedenen Mutter Beistand leisteten. Die wehmüthige Stimmung, welche diese Erinnerung in ihnen hervorrief, fesselte sie nur mehr und mehr aneinander, und nie hatten sie besser empfunden, wie unentbehrlich sie sich geworden, als in diesem Augenblicke. So gelangten sie zu jenem Ruhesitz, dem Orte ihrer ersten Zusammenkunft. Otto ging darauf zu, setzte sich und zog Marie zu sich nieder. Beide sprachen kein Wort, aber das Mädchen lehnte ihren Kopf an die Brust des jungen Mannes und er drückte seine Lippen abwechselnd ihr auf Haare, Stirne, Augen und Mund. Seelige Minuten vergingen ihnen, ohne daß sie deren Entfliehen bemerkten. Eines fühlte sich nur im Anderen, und keines fand den Entschluß, diesem glücklichen Zusammensein ein Ende zu machen.

Plötzlich fuhren sie von einem fern rollenden Donner erschreckt auf. Wie die Stimme eines zürnenden Geistes klang er in die süße Wonne ihrer Seelen. Rasch erhoben sie sich und mit einem letzten Blick des Abschieds gingen sie schweigend eilig auseinander.

Otto schlug den Weg auf dem diesseitigen Ufer des Rheines ein, um bei Castel auf der Brücke den Rhein zu überschreiten. Er eilte rasch vorwärts und

hoffte vor Ausbruch des herannahenden Gewitters am Ziele zu sein.

Rüstig schritt er so den Fußpfad dahin. Immer finsterer umzog sich in der Ferne das Firmament, greller Schein zuckte hier und da durch das zerrissene Gewölbe, weißschäumend prallten die Wellen heftig vom Ufer zurück — er sah es nicht. Näher und näher grollte der Donner, dumpf brauste das vom Winde gejagte Wasser, schwere Tropfen fielen einzeln auf die Blätter am Wege — er hörte es nicht. Dichter und dichter strömte nun der Regen, die kühle Luft des Herbstabends durchstrich seine Haare, schon drang die Nässe durch seine Kleider bis auf die Haut — er fühlte es nicht; denn in seinem Herzen war Frühling und mit tausendstimmigem Jubel hallte es in ihm wieder: Sie liebt mich! Sie liebt mich!

So war er in die Nähe von Castel gekommen und befand sich bereits im Innern der Festungswerke. Kein Mensch war ringsumher sichtbar außer der österreichischen Schildwache, die in einiger Entfernung in ihrem Wachthäuschen stand und den einzelnen Wanderer bemerkte.

Der von Bäumen eingefaßte Weg führt dort dicht am Rhein her und das Ufer fällt steil ab.

Da mit einem Male fuhr ein Blitz in einen der am Wege stehenden Bäume.

Der Soldat auf dem Posten bemerkte, daß der zackige Strahl in den Baum schlug, an dem in demselben Augenblicke der Wanderer vorüberging. Er sah diesen einige Augenblicke taumeln und dann auf der Seite nach dem Rheine zu hinabstürzen. Augenblicklich rief er die Wache heraus und theilte dem Offizier das Vorgefallene mit. Rasch eilten einige Mann nach dem Ufer und mit Mühe gelang es ihnen den schon halb bewußtlos mit den Wellen kämpfenden Otto zu retten. Als er an das Land gebracht wurde, verlor er vollständig die Besinnung, und bei genauerer Besichtigung zeigte es sich, daß er am Kopfe verwundet war. Glücklicherweise erkannte ihn der Offizier der Wache. Er beorderte sogleich einige Mann Soldaten, welche einen Wagen herbeischaffen mußten, während er selbst Otto's Wunde, so gut es eben gehen wollte, verband. Der Patient schlug mehrmals die Augen auf, aber sein unsteter Blick ließ erkennen, daß er noch immer besinnungslos war.

Unterdessen kam der bestellte Wagen an. Der Offizier befahl zweien der zuverlässigsten seiner Leute den Kranken hineinzuheben und langsam mit ihm nach der Wohnung seiner Eltern, welche er dem Kutscher genau bezeichnete, zu fahren.

Siebentes Kapitel.

Luise hatte sich, durch die heftigen Gemüthserschütterungen entkräftet, auf das Sopha gelegt und ihre Mutter saß bei ihr, um ihr Trost zuzusprechen. Schaller hatte sich schon einige Male im Zimmer sehen lassen, aber es war ihm nicht möglich, ein Gespräch mit dem Mädchen in Gang zu bringen. „Ich hoffe, es wird vergehen,“ hatte sie ihrer Mutter gesagt, „aber wenn ich Papa sehe, so wird mir so weh um's Herz, daß ich ihm kein freundliches Gesicht machen könnte, und betrüben will ich ihn doch auch nicht.“

Therese, welche noch der festen Ueberzeugung war, daß Richard von Neuberg eine Annäherung versuchen werde, konnte nicht aufhören von diesem Thema zu reden. „Ich hätte wirklich nicht erwartet,“ sagte sie einmal, „daß er so blindlings gehorsam sei. In seinem Alter!“ —

„Nennst Du das blindlings gehorchen?“ entgegnete Luise. „Die Achtung, welche Richard für seinen Vater hat, hat ihn in meinen Augen nur höher gestellt. Wie ist doch die Gewalt eines überragenden männlichen Geistes so wohlthuend! Wie sicher muß

man sich in seiner Nähe fühlen, welch' ein Zutrauen erweckt er! Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn ich mir Richard nun denke, so erscheint er mir ganz anders als früher. Meiner Ansicht nach wäre er blind gewesen, wenn er mich diesem Vater vorgezogen hätte. Was bin ich junges, unerfahrenes Mädchen gegen einen solchen Mann!"

„Du schwärmst und bist ganz verändert," bemerkte Therese. „Hat Dir Dein Vater nicht mehr Zutrauen erweckt als Baron von Neuberg?"

„Ich kenne Papa zu gut," sagte Luise, „er hat mich stets wie seines Gleichen behandelt; aber Richard's Vater flößte mir ein Gefühl der Ehrfurcht ein. Ich fühlte, daß ich ein schwaches Geschöpf, daß ich ein Weib bin, und — Du magst nun darüber lachen oder nicht — das that mir wohl. Ich möchte diesen Mann über alles genauer befragen, mich von ihm belehren lassen, und wenn auch nicht alles unbedingt überzeugend war, was er sprach, interessant war es doch. Bei Papa weiß ich immer schon im Voraus, wie er von jeder Sache denkt."

Gerade in diesem Augenblicke fuhr der Wagen mit dem noch immer besinnungslosen Otto an der Hausthüre vor, und bald darauf hörte man die schweren Tritte der Soldaten, welche den Verwundeten die

Treppe herauftrugen. Ein jäher Schreck der Ahnung durchzuckte Theresen's Herz. Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was sie ergriff, aber mit einem Schrei stürzte sie hinaus und den Ankommenden entgegen. Als sie den geliebten Sohn mit geschlossenen Augen, bleich wie eine Leiche, in einem Mantel gewickelt, herauftragen sah, brach sie zusammen und blieb ohnmächtig an der Schwelle liegen. Auch Schaller eilte auf das Geräusch herbei, und Luise ihrer Mutter folgend, erblickte ebenfalls den jammervollen Auftritt.

Als Schaller sich überzeugt hatte, daß sein Sohn noch am Leben sei, traf er sogleich Anordnungen ihn entkleiden und zu Bette bringen zu lassen, schickte zum Arzte und beeilte sich dann im Verein mit Luise seine Frau ins Leben zurückzurufen. „Er lebt!" rief er ihr unaufhörlich zu, so daß dies der erste Klang war, der ihre endlich wiederkehrenden Sinne traf. Ein leiser Schrei der Freude entrang sich hierauf aus der Brust der Mutter, sie raffte sich schnell auf und eilte nach dem Bette ihres besinnungslosen Sohnes, den sie dann mit tausend Küssen und Schmeichelworten als wiedergeschenkt begrüßte.

Der Arzt kam, und nach seiner genauen Untersuchung ergab es sich, daß Otto, wie man vermu-

thete in Folge des Sturzes, eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Die Soldaten, welche ihn herübergebracht hatten, erzählten den Hergang so, wie ihn ihr Kamerad berichtet hatte, und es lag nach alledem die Befürchtung nahe, daß, was bei ähnlichen Fällen häufig der Fall zu sein pflegt, jener Blitzstrahl dauernde Nachtheile auf des jungen Mannes Gehirnorganisation haben könne. Aengstlich wachten die Eltern abwechselnd Tag und Nacht an seinem Bette, und Luise vergaß gänzlich die Angelegenheiten ihres eigenen Herzens, nur mit der Sorge für den Bruder beschäftigt. Es war das erste Mal, daß der Engel des Todes mit all' seinen Schrecken in den Frieden dieser Familie eintrat, und die Wirkung, welche dieser Vorfall ausübte, war auf jedes der Glieder derselben eine tiefe und bedeutungsvolle. Eine ungewöhnliche Milde war in aller Herzen gekommen, sie hatten es empfinden gelernt, wie das unabwendbare Schicksal oft die kühnsten Pläne durchkreuzt, und wie der sich stark dünkende, schwache Mensch manchmal hülflos dahin gegeben ist den Einwirkungen unvorhergeseher Ereignisse.

Der Zustand des Kranken ging den folgenden Tag aus der gänzlichen Besinnungslosigkeit in fieberhafte Träume über, und da die Mutter bereits am

Tage des Unfalls Vermuthungen über sein Geheimniß hatte, so ward es ihr nicht schwer aus den Phantasien, in denen er unaufhörlich von Marie und seiner Liebe sprach, vollständig klar darüber zu werden. Sie gelobte sich, wenn der Sohn ihr wiedergeschenkt werde und in seiner vollen körperlichen und geistigen Kraft erstehe, so werde ihr kein Opfer zu groß sein, um ihn glücklich zu wissen.

Endlich nach vier Tagen peinlicher Ungewißheit schlug Otto nach einem langen Schlummer des Morgens die Augen auf, und das erste, was er sah, war der zärtliche Blick seiner Mutter, welche über ihn gebeugt, jeden Athemzug von ihm belauschte. Sie bemerkte sogleich an dem veränderten Ausdruck seines Blickes, daß er das Bewußtsein wiedergefunden habe, und in zitternder Angst den Athem einhaltend, wartete sie auf das Wort von seinen Lippen. Lange starrte der Leidende sie an, endlich, da eine leise Ahnung des Vorgefallenen in ihm aufdämmerte, frug er, wie lange er geschlafen habe.

Therese, die einige Augenblicke lang nicht Worte finden konnte, ihr Entzücken auszudrücken, ergoß dieses in freudigen Thränen und erwiederte dann ausweichend auf die Frage des Sohnes, daß sein Schlaf mehrere Stunden gedauert habe. Sie rief

darauf Vater und Schwester herbei und Alle ergingen sich in freudigen Ausrufungen über des Leidenden Besserung.

Vorsichtig vermieden sie nun Alle, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie lange sein Zustand gedauert habe, und so erhielten sie ihn in dem Glauben, daß, da es Morgen war, nur eine Nacht zwischen jenem Unfall und seinem jetzigen Zustande vergangen sei.

Seine erste Sorge war indeß natürlich auf Marien gerichtet, und da er ohnehin die Absicht hatte, seine Mutter von dem Verhältniß zu derselben in Kenntniß zu setzen, so bat er diese, ihm auf einige Augenblicke allein Gehör zu schenken.

Therese hörte ihres Sohnes Bericht angstvoll und mit Herzklopfen an. Sie befürchtete, daß unterdessen das arme, verlassene Mädchen, an der Treue ihres Geliebten zweifelnd, einen schrecklichen Entschluß gefaßt haben könne. Doppelt vorsichtig vermied sie daher ihrem Sohne die Sorge mitzutheilen, die ihr Herz erfüllte. Sie versprach, selbst sogleich nach Marien's Wohnung zu fahren, und bat Otto, vor ihrer Zurückkunft weder dem Vater noch Luisen etwas von seinem Anliegen mitzutheilen. Sie selbst verbot diesen aufs strengste, den Kranken über die Dauer seiner

Bewußtlosigkeit aufzuklären, und schärfte ihnen ein, so wenig als möglich mit ihm zu reden.

Die besorgte Mutter ließ nun sogleich anspannen und fuhr, ihrem Versprechen gemäß, eilig nach Schierstein. Dort fand sie alsbald nach Otto's Beschreibung das Haus, in dem Marie wohnen sollte.

Die Wirthin erstaunte anfänglich über die Ankunft der Dame, als sie jedoch erfuhr, daß diese nach Marie verlangte, ahnte sie den Zusammenhang, und bat Therese einzutreten. Sie erzählte darauf, daß Marie am heutigen Tage, des Morgens früh, sich über den Rhein habe setzen lassen, und seitdem nicht wiedergekommen sei. Auf Theresen's Frage, wie das Mädchen die Abwesenheit ihres jungen Freundes in den letzten Tagen ertragen habe, berichtete die Hauswirthin folgendes:

Marie war am Morgen nach jenem heftigen Gewitter früh nach dem Rheine gegangen und erst um die Mittagsstunde wieder zurückgekehrt. Sie hatte nichts gegessen, stillschweigend den Vorbereitungen zum Begräbniß ihrer Mutter beigewohnt, war behülflich gewesen, die Leiche anzukleiden und in den Sarg zu legen, und hatte sie mit Blumen und Kränzen sorgfältig geschmückt. Dann war sie wieder weggegangen und erst des Abends, als die Leichen-

träger bereits im Hause waren, zurückgekommen. Sie war hierauf dem Begräbniß gefolgt und hatte sich, nachdem alle Leute vom Kirchhofe weggegangen waren, bei dem Grabe zur Erde gesetzt. Auffallend war es erschienen, daß sie den ganzen Tag nur das allernothwendigste gesprochen, weder Speise noch Trank zu sich genommen und immer starr vor sich hingeblickt hatte. Die Nacht hatte sie, ohne sich zu entkleiden, auf dem Bette liegend hingebracht. Am andern Morgen in aller Frühe hatte die Wirthin sie wieder weggehen sehen, und sie war dann erst am späten Abend bleich und verstört zurückgekommen, hatte sich sogleich auf das Zimmer begeben, wo sie kraftlos hingesunken war. In der Nacht konnte man sie deutlich laut schluchzen hören. Eben so hatte sie es am dritten Tage getrieben. Sie kam Abends wieder ganz ermattet zurück, ihre Haare waren aufgelöst, und es schien, als sei sie den ganzen Tag umhergeirrt, um den Verlorenen zu suchen. Geweint hatte sie in den drei Tagen nicht, und als die Wirthin fragte, ob sie den Namen des jungen Herrn nicht wisse, antwortete sie, sie erinnere sich, daß er am ersten Abend ihrer Zusammenkunft seinen Namen genannt habe, aber die Mutter sei damals so leidend gewesen, daß sie ihn überhört habe, und sie selbst hatte nur den Vor-

namen Otto im Gedächtniß behalten. Was kümmerte mich sein Name, so lange ich ihn täglich sah! hatte sie schmerzhaft jammernd ausgerufen, und sich dann wieder bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß sie ihn nicht besser gemerkt. Endlich am Morgen dieses, des vierten Tages mußte sie den Entschluß gefaßt haben, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen. Sie hatte sich früh über den Rhein setzen lassen und war nun bis zu dieser Stunde noch nicht zurückgekehrt.

Therese hoffte, daß Marie am Abend wohl wieder in ihrer Wohnung sein werde, und bat die Wirthin, ihr dann sogleich zu sagen, daß sie selbst am andern Morgen wiederkehren und das Mädchen abholen werde. Darauf entfernte sie sich.

Unterwegs überdachte sie, wie sie ihren Sohn bis zum folgenden Tage in dem Irrthum erhalten könne, daß sein Kranksein nichts in seinem Verhältnisse zu Marien geändert habe. Sie beschloß, das Begräbniß sollte ihr zum Vorwand dienen, ihn bis zum andern Tage zu vertrösten.

Bei ihrer Ankunft sagte sie ihm also, daß Marie nicht eher die Wohnung verlassen könne, bis die Leiche ihrer Mutter zur Erde bestattet sei.

Otto fand dies begreiflich und sah mit Sehnsucht dem folgenden Tage entgegen, während seine

Mutter die ganze Nacht vor Besorgniß kein Auge schloß.

Tags darauf fand sich Therese auf's Neue in Marien's Wohnung ein. Es war ihr, als erwarte sie den Urtheilsspruch über Leben oder Tod ihres Sohnes, aber ehe sie noch fragen konnte, las sie in den Mienen der Wirthsleute die traurige Nachricht, daß Marie nicht wiedergekehrt war.

Was sollte sie nun beginnen? Das diese Nachricht ihren Sohn auf's Neue an den Rand des Grabes bringen werde, sah sie deutlich voraus, und doch fand sie kein Mittel, ihn länger zu täuschen. Trostlos kehrte sie nach ihrem Hause zurück.

Otto zählte die Minuten, bis seine Mutter mit Marie bei ihm eintreten werde. Bevor diese indeß noch wiederkehrte, hatte ein zufälliger Umstand ihn darüber aufgeklärt, daß man ihn in Bezug auf die Dauer seiner Krankheit getäuscht hatte. Der Arzt selbst, der nichts davon ahnen konnte, welche Nebenrücksichten die Unterhaltung dieser Täuschung forderten, hatte Otto, dessen Zustand in Folge der freudigen Hoffnung allerdings ein gebesserter schien, für stark genug gehalten, die Wahrheit zu ertragen, und ihn deshalb in Bezug auf die näheren Umstände seines Unfalls vorsichtig aufgeklärt. Mit peinlicher

Ungeduld erwatete der Kranke nun die Ankunft seiner Mutter.

Als diese mit der Absicht, ihn nochmals auf einen Tag zu vertrösten, bei ihm eintrat, glaubte er alles zu errathen und rief ihr entgegen: „Täusche mich nicht länger, sondern sage es frei heraus: sie ist todt und ich werde sie niemals wiedersehen!"

Obgleich Therese selbst nicht daran glaubte, daß Marie noch am Leben sei, gab sie sich doch alle Mühe, die feste Versicherung auszusprechen, Marien's Aufenthalt werde in kurzer Zeit entdeckt werden.

Otto aber schüttelte das Haupt und begann trostlos in heftige Klagen auszubrechen. Durch diese Gemüthserschütterung entstand in seiner ohnehin gefahrdrohenden Lage ein bedenklicher Rückfall. Das Fieber, welches ihn ergriff, konnte fast mitleidig genannt werden, obgleich es an Stelle der trostlosen Wirklichkeit ihn einwiegte in Träume von fast nicht minder traurigem Inhalt.

Es war ihm oft, als verließe er eben Marie und eile längst dem Ufer des Rheines hin. Da plötzlich dünkte es ihm, als ob vom Wasser her und in den Bäumen, die ihm zur Seite standen, ein eigenthümlich, leise beginnendes aber immer mehr und mehr anschwellendes Rauschen ertöne. Plötzlich entstand ein gewaltiges Getöse und die Wellen thürmten

sich um ihn her. In der bis dahin heitern Luft erschienen nebelhafte, farblose Gestalten, und hier und da tauchten aus dem Wasser wunderbare Wesen auf. Er erkannte die sieben Schwestern; die bleiche Gisela, Brömser's Tochter, und unter allen ragte ein hohes, schönes Weib hervor: die Lorelei. Unter den Lufterscheinungen zeigte sich die strengverhüllte Bewohnerin von Nonnenwerth, die Jungfrau vom Drachenstein, und mit Blicken voll Haß und Groll sahen die feindlichen Brüder einander an. Sie alle drangen auf ihn ein und rissen ihn gewaltsam hinab, während er Marie jammernd am Ufer nach Hilfe rufen sah.

Aehnliche Träume quälten und trösteten ihn abwechselnd mehrere Tage lang.

Endlich erwachte er eines Morgens, holte tief Athem, öffnete langsam die Augen und bemerkte, daß seine Mutter mit hellen Thränen im Gesicht auf ihn herabschaute. Als sein Blick ihr Auge traf und sie sah, daß er sie erkannte, jubelte sie laut auf. „Gott sei gepriesen," rief sie, „Du wirst genesen und uns wiedergeschenkt sein, wenn nicht alles trügt."

Otto fühlte sich selbst in der That viel leichter und schritt wirklich von nun an auf dem Wege der Besserung rasch voran.

Achtes Kapitel.

Während dem dies im Schaller'schen Hause vorging, hatte die Fama nicht geruht und die Kunde von Otto's Unfall in der Stadt verbreitet. Durch den Umstand, daß das Militair sehr wenig mit den Bürgern verkehrt, hatte es mehrere Tage gedauert, ehe man die Ursache seiner Krankheit erfuhr. Jener Offizier, der bei seiner Hilfe thätig gewesen, hatte die näheren Umstände so eben auf dem Cassino mehreren Herren erzählt, und es befand sich unter diesen jener alte Musikmeister, den wir am Eingange unserer Erzählung kennen gelernt haben.

Auf dem Heimwege begegnete ihm sein junger Freund Simon Goldheim, den er seit längerer Zeit nicht gesehen hatte.

„Nun wie geht's?" rief er ihm zu; „hast Du Deinen Entschluß gefaßt?"

Simon, der das Gefühl der kindlichen Liebe, welches er seit seinem frühesten Alter zu seinem Vater nie recht empfinden konnte, fast gänzlich auf diesen Freund und Rathgeber, der ihn in der Kunst unterrichtet und so das Bessere in ihm geweckt und gefördert hatte, übertrug, wäre ihm diesmal gerne

entwischt, wenn es sich irgendwie hätte thun lassen. In der That, daß sein Vertrauen zu diesem Manne wankend geworden war, gab den schärfsten Beweis dafür ab, wie sehr sein Wesen durch die letzten Erlebnisse sich geändert hatte.

„Ich bleibe, und führe das Geschäft meines Vaters," entgegnete er kurz.

„Also kann man Dir Glück wünschen?" frug der Andere dagegen.

„Wie Du willst," erwiederte Simon, „denn wer kann voraussagen, wodurch unser Glück gemacht wird! Mich hat das Mädchen, die ich liebte, verschmäht; doch wer weiß, vielleicht bin ich noch nicht klug genug, mein Glück zu verstehen; — vielleicht würde ich anders über das denken, was mir widerfuhr, als ich es bis jetzt kann."

„Und trotzdem willst Du hier bleiben?" fuhr der Andere fort; „ich fürchte, Du handelst ohne Ueberlegung! Weil eine Hoffnung Deines Lebens gescheitert ist, schlägst Du die andere freiwillig selbst in Trümmer und wähnst damit vielleicht dem Schicksal zu trotzen! Dein Vater hat in seinem Geschäft seinen Lebenszweck gesucht und gefunden, und wenn es ihn nun erfreut, daß er es so weit gebracht und so viel damit verdient hat, so laß Du es darum

nicht zur Kette werden, die Dich dahin fesselt, wo Du Dich nicht wohl fühlst, wo Du Deinen Lebenszweck nie erreichen, Deinen Beruf nie erfüllen kannst. Laß es vielmehr das Mittel sein, Dein Streben zu erleichtern und den Weg zu gehen, auf dem Du allein zum glücklichen Ziele gelangen kannst."

„Das klingt alles recht schön, ist aber doch nur Thoren Weisheit," sagte Simon, sonderbar lächelnd. Es durchschauerte den alten Freund, als er seinen Schüler, über dessen Worte erstaunt, anblickte.

Um von etwas anderem zu reden, frug der alte Herr, ob Simon schon von dem Unglück wisse, das die Familie Schaller betroffen habe.

„Was für ein Unglück?" frug Simon hastig, und ein unheimliches Feuer leuchtete in seinen Augen.

Der Alte erzählte, was er so eben erfahren hatte, und Simon hörte ihm aufmerksam zu. Aber statt des Mitleids mit der ihm befreundeten Familie, bemerkte der Erzähler mit Befremden, daß ein schadenfroher Zug im Gesichte seines Zuhörers hervortrat. Er konnte sich das Benehmen seines Schülers und Freundes nicht erklären und verließ ihn mit dem Gedanken, daß das Mißlingen seines Liebesplanes seinen Gedankengang wohl etwas gestört haben müsse.

Als Simon nach Hause kam, erzählte er seinem

Vater eifrig und freudig, was er vernommen hatte. Meyer Goldheim hörte seinem Sohne ruhig zu.

„Simon," sagte er darauf ernst, „ich kenne Dich nicht mehr. Du weißt, ich hänge an dem Geschäft, das ich so weit gebracht; aber ich wollt' alles d'ran geben, wär' die Geschichte mit dem Mädchen nicht vorgefallen. Wär'st Du gegangen, als ich Dir's sagte, Du hättest Dein Herz gerettet, und es wär' nicht so weit gekommen, daß Du Dich freust über and'rer Menschen Unglück. Glaubst Du, damit wär' Dir geholfen, wenn sie das Schicksal schlägt. Du hast mich früher nicht verstanden, Du verstehst mich auch jetzt nicht. Ist's des Herrn Wille, so wird er strafen, was Dir gescheh'n; aber Deine Freude daran ist gegen sein Gebot, denn: Mein ist die Rache, spricht der Herr."

Nach diesen Worten verließ der alte Goldheim seinen Sohn. Simon stand einen Augenblick und nagte, vor sich hinstarrend, an den Fingern. Dann plötzlich entrang sich ein tiefer, fast röchelnder Seufzer seiner Brust und er verließ eilig das Haus seines Vaters.

Seit dem Vorfalle im Schaller'schen Hause war Simon Goldheim — obgleich er den festen Entschluß ausgesprochen hatte, für nichts anderes mehr zu le-

ben, als für das Erringen, damit er im Besitze dereinst die Macht reichlich finde, die redliches Wollen und warme Begeisterung ihn vergeblich hatten suchen lassen — noch seltener in seinem väterlichen Hause anzutreffen, als vorher; desto häufiger dagegen brachte er seine Zeit in Gesellschaft lustiger Genossen zu, und es verging fast keine Nacht, die er nicht zum größten Theil in schwelgerischen Gelagen auswärts verbracht hätte. Manchmal allerdings konnte er dann wieder plötzlich einige Augenblicke starr vor sich hinsehend in finsteres Brüten versinken, und die Blässe seines Gesichts stach dann schreckhaft gegen die langen schwarzen Haare und den unstet finstern Blick ab; aber rasch ergriff er wieder ein Glas, stimmte irgend ein Trinklied an und war in einem Nu der tollste, ausgelassenste Bursche. An eben dem Abende, wo sein Vater ihn wegen der Schadenfreude an dem Unglücke, das die Familie Schaller betraf, zurechtgewiesen hatte, saß er in einer der besuchtesten Weinstuben, mit einer Anzahl lustiger Gesellen an einem Tische.

Einer der Zechbrüder erzählte, daß er anderen Tages zu einem Polterabend geladen sei, und das Gespräch drehte sich bald um die neue Sitte, die Verheirathung nicht mehr durch eine Hochzeit, sondern

durch den Polterabend zu feiern. Einer meinte, daß dies eine fremde, eingewanderte Sitte sei; ein anderer aber bewies, daß sie im Gegentheil echt germanischen Ursprung habe, und begründete seine Behauptung folgendermaßen:

„Noch heutzutage," erzählte er, „ist es in einigen Gegenden des Niederrheins auf dem Lande Gebrauch, am Vorabende der Hochzeit, unter vielem Jubel, zerbrochene Töpfe, Flaschen u. s. w. an die Thüren und Fensterladen des Hauses, darin die Brautleute wohnen sollen, zu werfen, und es gilt dabei der Spruch: je mehr Scherben, je mehr Glück. Vor Zeiten galt der Lärm am Polterabend zum Austreiben der Zank- und Plagegeister, damit am folgenden Tage mit der Braut nur Frieden und Freude einkehren solle und wohnen bleibe. Da wurden alle Fensterladen geschlossen, alle Ritzen und Lücken sorgfältig verstopft, jede Oeffnung zugekeilt, nur die Hausthüre weit offen gelassen. Dann begann man oben unterm Dache mit schrecklichem Lärmen und Poltern, es ward mit Wasser in allen Winkeln umhergespritzt, mit Stökken herumgeschlagen, mit Bannsprüchen gespielfechtet. Vom Speicher ging der Lärm hinabwärts durch alle Räume bis in den Keller, dann die Kellertreppe hinauf zur Hausthüre hinaus mit möglichst vielem Lär-

men. Auf daß die Geister nicht durch die offen gelassene Hausthüre wieder einschlüpften, legte man eine Kupfermünze auf die Thürschwelle, oder nagelte ein Hufeisen darüber, sprach auch wohl kräftige Sengen- und Bannsprüche. Auch waren beim Polterabend Reimsprecher und Spaßmacher thätig; man stellte allerlei Schnickschnack auf, brachte das Hausgeräth in Unordnung, und schob das alles auf die abziehenden Plagegeister." —

„Wie der Simon wieder dasitzt," rief hier einer der fröhlichen Kameraden laut aus; „gewiß denkt er an seinen Polterabend, oder es plagen ihn die Geister einstweilen im Voraus."

Simon fuhr auf; er hatte die ganze Erzählung überhört. Verlegen griff er nach dem vollen Glase, lächelte und trank es in einem Zuge leer.

„Weil wir doch einmal an den alten Hochzeitsgebräuchen sind, muß ich Euch noch erzählen, woher der Ausdruck des Korbgebens kommt. Wenn es einer weiß, so sage er's," begann der Erzähler wieder.

„Meinst Du die Geschichte mit dem Korbmacher, der in seiner Freude darauf bestand, daß seine Braut, als er eine Arbeit vollendet hatte, sagen solle: Gottlob! der Korb ist fertig; und sie darauf, da sie sich weigerte, durch seinen Eigensinn so in Aerger brachte,

daß sie zuletzt nichts mehr von ihm wissen wollte und davon lief, indem sie rief: Nun ist der Korb fertig!" —

„Die Anecdote ist gut erfunden," entgegnete der Erzähler; „sie ist aber jedenfalls aus dem Ausdruck und nicht dieser aus ihr entstanden. Meine Mittheilung ist etwas gediegener. Noch besteht die Sitte im Oberbergischen, daß jeder Bursch und jedes Mädchen, die ein Liebesverhältniß gelöst haben, bevor sie ein neues anknüpfen dürfen, sich reinigen oder sühnen müssen. — In den ältesten Zeiten wurde die betreffende Person in einem Korbe in den Fluß, Bach oder Quell getaucht, und dann unter gewissen Gebräuchen und Reimsprüchen mit einem Leintuche abgerieben. In späterer Zeit ließ man es beim Durchkriechen eines Korbes ohne Boden und bei der Ceremonie des Abreibens mit dem Tuche ohne das sühnende Wasser. Mögen die Liebesleutchen das erste Verhältniß nun selber aufgehoben haben, oder mögen sie verlassen worden sein, in den Gegenden, wo die alte Sitte noch herrscht, müssen sie, ehe sie mit Anstand ein neues Verhältniß antreten können, die „Drühwäsch" (Trockenwaschung) bestehen. Der Mann muß durch den Korb kriechen, das Mädchen durch das „Drügelstuch". Dieses ist ein langes, schmales Handtuch, dessen Enden aneinander genäht sind, wo-

durch ein Ring mit einem Durchmesser von etwa drei Fuß entsteht. Oft setzt es einen hartnäckigen Kampf, ehe der junge kräftige Mann nach vielem Sträuben und Ringen durch den, ihm oft mit List über den Kopf gestülpten Korb gezogen wird, und manch' „Drügelstuch" geht in Fetzen, bevor die kräftige Jungfrau hindurch gezogen ist. Wohlhabendere Leute kaufen auch wohl die Vollstreckung des Brauches mit der üblichen Zeche ab, dann muß aber der Korb allemal als Wahrzeichen auf dem Tische stehen. Meiner Ansicht nach haben wir damit den unzweifelhaften Ursprung des Korbgebens."

Die andern stimmten dem Erzähler alle bei. Nur Simon hatte wieder ohne Aufmerksamkeit dagesessen und nichts vernommen.

„Sollte man nicht meinen, Goldheim hätte selbst einen Korb bekommen?" scherzte einer unter ihnen und alle stimmten ein helles Gelächter an.

Simon schaute verwirrt auf und frug nach der Ursache ihrer Munterkeit.

Dadurch vermehrte sich das Lachen und derjenige, welcher die Bemerkung gemacht hatte, wiederholte sie.

Kaum hatte Simon gehört, was jener sagte, als er heftig aufstand. Sein Gesicht war bleicher als zu-

vor und griesend verzerrt. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er ein Glas, warf es dem Sprecher an den Kopf, daß es in tausend Splitter zersprang und der herabfließende Wein sich mit Blutstropfen mischte; dann stürzte er zur Thüre hinaus und ließ seine Genossen in starrem Erstaunen zurück.

Der Getroffene wollte in der ersten Hitze nachstürzen; aber die Uebrigen hielten ihn zurück und machten ihn darauf aufmerksam, daß es nicht richtig im Kopfe bei Simon sein müsse. Der Beleidigte beruhigte sich insoweit, daß er abzuwarten versprach, was jener zu seiner Genugthuung thun werde, und so gingen sie miteinander fort.

Neuntes Kapitel.

Durch die andauernde Angst und Sorge um das Leben des Sohnes hatten Luisen's Eltern fast gänzlich die Angelegenheiten und Vorfälle mit Richard's Vater vergessen, welche an dem Tage, als der Sohn ihnen leblos in's Haus gebracht wurde, diesem Ereigniß vorangegangen waren. Auch Luise selbst hatte an-

fänglich nicht weiter daran gedacht und bei der allgemeinen Besorgniß um den Bruder, von der auch sie aufrichtig und lebhaft ergriffen worden war, ihre eigene Unruhe in den Hintergrund treten lassen. Nach und nach kehrte jedoch die Erinnerung an den Streit ihres Vaters mit Baron von Neuberg in ihr Gedächtniß zurück, und wie es bei ihr natürlich war, konnte sie nicht umhin, alle Schuld des Zerwürfnisses von sich abzuwälzen. Gewohnt überall selbsthandelnd aufzutreten, überlegte sie fortwährend, auf welche Art es ihr möglich sein könne, eine Annäherung zu bewirken. An eine Vermittelung durch ihren Vater war für sie nicht zu denken, Otto war krank und bis zu seiner Genesung konnte alles zu spät sein; sie überlegte daher, daß es wohl nicht unmöglich für sie sei, selbst Mittel und Wege zu finden, um eine Ausgleichung zu Stande zu bringen. Daß die nun wirklich in voller Stärke in ihrem Herzen erwachte Neigung zu Richard Theil daran hatte diesen Entschluß zu reifen, versteht sich von selbst.

Luise wußte, daß Richard eine Großmutter hate, welche in Mainz selbst wohnte. Sie erkundigte ch nun heimlich nach dieser, und erfuhr, daß sie ene alte, sehr adelsstolze Dame sei, welche ganz zurikgezogen und einsam den Erinnerungen ihrer Failie lebe.

Luise hatte schon so häufig Beweise davon gehabt, daß ihrem offenen, frischen Wesen kein noch so verschlossenes Gemüth unzugänglich blieb, und namentlich übte sie stets auf ältere Leute eine Art von Zauberei aus, so daß sie fest darauf vertraute, das Herz der alten Baronin von Neuberg, deren Mann General gewesen war, für sich zu gewinnen.

Sie ging also eines Vormittags, ohne im elterlichen Hause jemand etwas davon zu sagen, nach der Wohnung der alten Baronin, die sie ausgekundschaftet hatte, und ließ sich bei ihr anmelden.

Die alte Dame saß gerade vor einem dicken Buche, aus dem sie die Beweise suchen wollte, daß ein gewisser Graf Neuperg, der bei der Schlacht auf dem Lechfelde neben König Otto dem Großen, dem nachmaligen Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, sich hervorgethan hatte, ein Verwandter ihres Stammes gewesen sei; als der Bediente kam und ihr meldete, daß eine junge Dame si zu sprechen wünsche.

„Hat er nach Polli gesehen?" frug sie den Bedienten, bevor sie auf seine Meldung antwortete. „Wie geht's dem lieben Thiere?"

„Der Husten läßt etwas nach, Exzellenz," berichtete der Bediente; „auch der Appetit hat sich wieder

eingestellt; er hat vorhin einen tüchtigen Knochen abgenagt und sah noch nach mehr."

„Nur vorsichtig, daß er keinen Rückfall bekommt," drohte die alte Baronin. „Wer ist denn die Dame, die mich sprechen will? Hat sie keinen Namen, daß er so dumm meldet?"

„Sie wollte ihren Namen nur Exzellenz selbst nennen," entgegnete derotest der Diener.

„Sie soll hereinkommen," herrschte die Baronin, und jener ging, um Luise eintreten zu lassen.

Diese trat ein und ging etwas schüchtern, langsam vor. Sie begrüßte hierauf die alte Dame mit einer Verbeugung, welche diese nicht erwiederte. Dagegen nahm sie ihre Lorgnette, fixirte das junge Mädchen scharf, und fragte dann:

„Sie wollen mich sprechen? Wie heißen Sie, mein Kind?"

„Luise Schaller ist mein Name, gnädige Frau" erwiederte mit einer neuen Verbeugung Luise.

Die Baronin, welche das ihr zukommende Exzellenz vermißte, that, als ob sie nichts gehört habe.

„Ich glaubte nicht, daß mein Name der gnädigen Frau so ganz fremd sei," fuhr Luise verlegen fort; aber die Baronin, welche nun einsah, daß jne

ihren Fehler nicht von selbst bemerken werde, entgegnete mit scharfer Betonung:

„Sie haben eine eigenthümliche Manier sich auszudrücken, Mamsell Schaller. Sie wissen wohl nicht, daß sie der Witwe des Ministers Exzellenz von Neuberg, geborenen Freiin von Trappfuß, gegenüber stehen."

Luise wurde über und über roth vor Verdruß und Verlegenheit. Daß man mit Leuten, die gezwungen sind für ihren Lebensunterhalt zu dienen, in diesem Tone sprach, war ihr natürlich erschienen, und sie selbst hatte darin nicht anders verfahren; der materielle Unterschied zwischen Herr und Diener war ihr bekannt, der ideelle Unterschied des Standes trat ihr hier zum ersten Male schroff entgegen. Sonderbarer Weise aber gerieth sie gar nicht in Versuchung, die alte Baronin über den Irrthum ihrer Anschauung aufzuklären. Sie fühlte, daß dies vergebliche Bemühung sein werde, und ahnte, daß gewisse Begriffe mit ihren Trägern unzertrennlich verwachsen seien. Da sie zugleich durch die Aehnlichkeit, welche sich in den Zügen der alten Baronin mit Richard entdecken ließ, lebhaft an diesen errinnert wurde, so nahm sie sich vor, alles über sich ergehen zu lassen, und sagte, sich nochmals tief verbeugend: „Ich vermuthete bereits, daß ich die Ehre habe, Exzellenz."

Damit war das Eis bei der alten Dame gebrochen. Mit herablassender Freundlichkeit sich gegen das junge Mädchen wendend, sagte sie: „Vermuthlich haben Sie eine Bestellung auszurichten. Wer sagten Sie, daß Ihr Vater sei?"

„Ich bin die Tochter des Kaufmanns Schaller," betonte deutlich Luise.

„Schaller? Kaufmann Schaller?" besann sich die Baronin. „Erhalten wir vielleicht unsern Bedarf an Kaffee von Ihrem Vater? Darum bekümmere ich mich nicht, liebes Kind. Wer kann wissen, wie die Leute alle heißen mögen, von denen man seine Sachen bezieht! Wenn Ihr Vater übrigens unser Kaffeelieferant ist, so wäre es mir doch lieb, wenn ich Sie einmal darauf aufmerksam machen könnte, daß —"

„Exzellenz entschuldigen," unterbrach Luise die geläufige Rede der alten Dame nun doch etwas verletzt, „mein Vater hat nicht die Ehre Ihr Kaffeelieferant zu sein, und der Grund, weshalb ich Ihnen dem Namen nach bekannt zu sein glaubte, ist ein ganz anderer. Da uns Herr Richard von Neuberg häufig die Ehre erzeugte, an unsern kleinen Abendzirkeln Theil zu nehmen, so dachte ich —"

Schon bei den letzten Worten hatte die Baronin lebhafte Verwunderung kund gegeben, und brach

nun plötzlich in ein solch' helles Lachen aus, daß Luise erstaunt einhielt und nicht wußte, ob die alte Dame mit einem Male den Verstand verloren habe, oder ob sie selbst in der Verwirrung etwas Unsinniges gesagt habe.

„Ist das nicht ein ausgelassener Bursche, der Richard!" fing endlich die alte Baronin an, indem sie sich mit ihrem Battisttuche die hellen Thränen, die sie gelacht hatte, aus den Augen wischte. „Treibt sich in den Abendgesellschaften der bourgeoisie umher, erzählt aber seiner alten Großmutter kein Wort davon, und weiß doch, wie gerne ich derartige Späße belache. Nein," setzte sie betheuernd hinzu, „kein Wort hat er mir davon gesagt! Aber er hat Recht! ein junger Cavalier muß Alles kennen lernen."

Dann auf einen Stuhl deutend, fuhr sie fort: „Setzen Sie sich doch, liebe Mamsell Schaller; Sie sind ja ein recht artiges, kleines Mädchen. Da hat Ihnen der Spitzbube, der Richard, am Ende auch wohl ein bischen den Hof gemacht? Ja, ja, ich seh' es Ihnen an. Nun, Sie brauchen sich nicht zu schämen, Sie sind wirklich hübsch genug dazu, und man weiß ja, daß das die jungen Herren alle thun."

Luise fühlte sich wie zerschlagen. Sie wußte weder, ob sie bleiben, noch wie sie fortkommen solle.

Halb willenlos hatte sie sich auf den Stuhl hingesetzt und sah schweigend vor sich hin.

„Mit was handelt denn Ihr Vater eigentlich?“ frug nun nach einer kleinen Pause die gesprächige alte Baronin.

„Ich kann Ihnen darüber keine genauere Auskunft geben, da die Artikel häufig wechseln,“ entgegnete Luise.

„Sie scheinen sich nicht viel um seine Handelsgeschäfte zu bekümmern,“ meinte die alte Dame, indem sie drohend den Finger erhob; „das ist nicht recht von Ihnen! Ich seh' es immer gern, wenn die Töchter mit Hand anlegen und verkaufen helfen; dann fällt es ihnen später nicht so sauer, wenn sie einmal verheirathet sind. Ich entsinne mich noch sehr wohl, wie eine meiner Jungfern einmal einen Gewürzhändler heirathete — wie hieß er doch — Sie kennen ihn gewiß — ein kleiner, dicker Mann. — Groll hieß er, richtig, Groll! Kennen Sie ihn?“

Luise antwortete nicht, sie verneinte nur mit einem leisen Kopfschütteln.

„Aber seine Frau kennen Sie gewiß? — Die Lisette? — Nicht? — Es thut auch nichts zur Sache! Das arme Geschöpf konnte sich anfänglich gar nicht in alle die Schubfächer, Schachteln und Büchsen

hineinfinden. Da kam sie denn oft und klagte mir ihre liebe Noth. Zuletzt hat sie es recht hübsch gelernt, und ersetzte später sogar ihrem Manne einen Lehrburschen. Darum gebe ich Ihnen den guten Rath: gewöhnen Sie sich bei Zeiten daran, und stehen Sie im Laden ihrem Vater hübsch zur Seite, wenn er verkauft."

Luise fing nachgerade an, sich über die barocken Ansichten der alten Dame zu belustigen; sie bemerkte daher lächelnd: „Ich bedauere, daß Ihr Rath mir, selbst beim besten Willen, nichts wird helfen können, da mein Vater gar keinen Laden hat."

„Aber Sie sagten doch, daß er Kaufmann sei?" frug die Baronin ganz erstaunt.

„Exzellenz scheinen nicht zu wissen," entgegnete Luise, „daß es Kaufleute gibt, die nur im Großen ihre Waaren versenden."

„Richtig! richtig!" rief die Baronin sich besinnend aus; „dann ist Ihr Vater wohl ein reicher Mann — ah, das ist etwas anderes; da können Sie sich freuen, da werden Sie einmal eine gute Aussteuer bekommen. — Aber ich weiß noch immer nicht," fuhr sie fort, indem sie Luise fragend ansah, „was Sie bei mir wollen, Mamsell Schlatter oder Schalder; wie war es doch?"

„Schaller," berichtigte Luise, und sah sich jetzt erst in die größte Verlegenheit versetzt, da sie einen Grund ihres Besuches angeben sollte, den die Baronin nun schlechterdings einmal nicht natürlich finden wollte.

Sie besann sich hin und her, was sie für eine Ursache ihres Kommens angeben könne. Endlich faßte sie sich ein Herz und sagte: „Exzellenz scheinen also nicht zu wissen, daß der Herr Baron von Neuberg mit seinem Sohne Richard vor einiger Zeit in einer besonderen Angelegenheit im Hause meines Vaters war."

„Kein Wort weiß ich davon!" betheuerte überrascht die alte Baronin. „Was Sie mir alles für Neuigkeiten mittheilen! Mein Sohn hier in der Stadt, im Hause Ihres Vaters! Das ist ja unerhört! Nun, freilich, Sie wissen nicht, daß ich etwas brouillirt mit meinem Sohne bin. Richard ist allerdings kürzlich noch einmal bei mir gewesen, und hat in seinem und seines Vaters Namen Abschied von mir genommen. Er sah recht betrübt aus, der arme Junge, und es fiel ihm wahrhaftig schwer, von hier weg zu gehen."

„Richard ist fort!" rief Luise sich vergessend, so erschrocken aus, daß die Baronin sie staunend und

voll Entsetzen anstarrte. — Aber das junge Mädchen achtete nicht weiter auf die hochadeligen Mienen, frug in angstvollem Tone weiter: „Um Gottes Willen, sagen Sie mir, wo er hin ist?"

„Grand dieu! Wie kommen Sie zu dieser vorwitzigen Frage?" schrie die alte Baronin in voller Entrüstung. „Richard ist mit seinem Vater auf Reisen gegangen, und ich begreife nicht, was Sie sich darum zu kümmern haben."

Luise hörte nichts weiter, als daß Richard sich entfernt habe. Sie fühlte das Bedürfniß zu weinen, stand auf, machte eine stumme Verbeugung und eilte hinaus, die scheltende alte Baronin nicht weiter beachtend.

Als sie zu Hause anlangte, konnte sie unbemerkt auf ihr Zimmer gelangen, indem die Eltern eben bei Otto waren, der heute zum ersten Male das Bett verlassen hatte. Sie eilte also dorthin, warf sich in einen Sessel und überließ sich ihrem Schmerze und der Bitterkeit, welche die neue Erfahrung in ihr hervorgerufen hatte.

Zehntes Kapitel.

Otto war aufgestanden, und saß, sorgfältig in einen Schlafrock gehüllt, in einem Sessel, als seine Mutter bei ihm eintrat und ihn mit Blicken voll unsäglicher Liebe betrachtete. Nie war ihr die Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Sohne, den sie vier Jahre lang, bevor Luise geboren wurde, als einziges Kind gehegt hatte, mehr aufgefallen, als eben jetzt, wo er während der Krankheit durch die zartere Gesichtsfarbe und den Zug stillen Leidens etwas von der frischen Jugendlichkeit verloren hatte. Sein großes, klares, braunes Auge wahr mehr als sonst beschattet von den langen Wimpern, und ein wehmüthiger Schleier schien seinen Blick zu umziehen. Auch der Mund war ganz dem seiner Mutter ähnlich, nur daß die Lippen etwas kräftiger den Mann kennzeichneten, wie denn auch ein leichter Flaum sie umspielte.

Therese reichte dem wiedergeschenkten Sohne die Hand. Ihr Herz schwoll über und stumme Thränen der reinsten Freude rannen über ihre Wangen. Otto blickte sie an, dann plötzlich hielt er die andere Hand vor die Augen, und indem er die ihrige fester

drückte, schluchzte er leise. Beide schwiegen, aber in diesem Schweigen lag das innigste Bewußtsein des Mitgefühls und des Trostes für Mutter und Sohn.

Auch das Verhältniß zwischen Otto und seinem Vater war bedeutend inniger geworden.

Der junge Mann erblickte in dem Schicksal seiner Schwester mit dem jungen Baron von Neuberg eine Art Analogie des seinigen und Marien's. Er war mit seinem Vater der Meinung, daß gekränkter Hochmuth den alten Baron geleitet habe, und da Richard von Neuberg schon deshalb, weil er etwas jünger war, als Otto, ihm ferner stand als Simon Goldheim, so gab Otto in all' diesen Angelegenheiten dem Vater seinen Beifall. Die Mutter gerieth dadurch in den Zwiespalt zwischen ihrer eigenen Ansicht und der ihres Sohnes, dem sie nun aus Zärtlichkeit in Nichts zu widersprechen wagte. Daher kam es, daß im Allgemeinen fast gar nicht die Rede auf diese Gegenstände kam, so daß man denn auch erst nach und nach erfuhr, Baron von Neuberg sei mit Richard auf Reisen gegangen, während der junge Goldheim, nachdem er durch seine nächtlichen Ausschweifungen viel von seiner früheren Beliebtheit verloren hatte, krank geworden sei und das väterliche Haus fast gar nicht verlasse.

Schaller sprach mitunter, wenn er mit Otto allein war, über die Zukunft seiner beiden Kinder. Es war nun bestimmt worden, daß Otto unbedingt das Geschäft seines Vaters übernehmen werde, und der alte Schaller erklärte einmal in einem Anfall von Unwillen, daß Luise heirathen könne wen sie wolle, er werde sich um deren Schicksal gar nicht mehr bekümmern.

Als Otto so weit hergestellt war, daß er die freie Luft vertragen konnte, war gerade die Zeit der Traubenlese gekommen, und man beschloß, einen Besuch auf den Weinberg, so nennt man am Rhein die Rebpflanzungen, zu machen.

Der Weinberg der Familie Schaller lag zwei Stunden von Mainz entfernt, stromaufwärts in der Nähe des Städtchens Laubenheim. Schon von weiten konnte man den fröhlichen Gesang der bei der Lese beschäftigten Arbeiter hören.

Als nun der Wagen mit der kleinen Gesellschaft in der Nähe des Weinbergs sichtbar ward, bemerkte ihn einer der Winzer, worauf alsobald alle Winzer und Winzerinen ein lautes Freudengeschrei, Jubel und Halloh erschallen ließen.

Der Wagen hielt, und sogleich traten einige Winzerinen an denselben heran. Sie trugen auf

großen Blättern ausgesucht schöne Trauben von allen Sorten und reichten sie zur Begrüßung dar; dann bemächtigten sie sich ohne Umstände der Hüte der Ankömmlinge und schmückten diese mit rothen und blauen Bändern.

Paarweise schritten die Gäste nun zwischen den vollen Rebstöcken hindurch, überall mit freudigem Zuruf begrüßt, überall herzlich dankend. Therese, am Arm ihres Sohnes, ging voran, ihr folgte Schaller mit Luise. Die Winzer fuhren munter und rüstig in ihrer Arbeit fort, stimmten auf's Neue ihre Gesänge an, brachten, wenn sie besonders schöne Trauben fanden, diese den Gästen dar, schäkerten und spaßten dazwischen laut mit rotherhitzten, freudestrahlenden Gesichtern. Seitwärts stand ein großes Faß, dahinein schütteten sie die Bütten, die sie auf dem Rücken trugen, sobald diese voll waren, und dort wurden die Trauben dann zertreten.

Therese hatte die nöthigen Flaschen und Gläser, nebst Backwerk, Brod und Fleisch mitgebracht; sie ließ alles herbeibringen und vertheilte es unter die fröhlichen Arbeitsleute.

Gegen Abend wurde das große Faß, worin das Ergebniß des heutigen Fleißes sich gesammelt hatte, auf einen Wagen geladen, ein dicker, rothwangiger

Bursche setzte sich, mit Weinlaub bekränzt, oben auf, und unter Lachen und Jubel schlossen die andern Winzer sich dem Zuge, der nach Laubenheim zurückging, an.

Unsere kleine Gesellschaft fuhr in der erquickenden Kühle des herrlichen Herbstabends, erfüllt von dem gehabten Genuße einer reinen Naturfreude zurück. Schaller und Luise waren lebhaft; sie erinnerten einander an tausend Kleinigkeiten, die ihnen spaßhaft vorgekommen waren, und Therese blickte schweigend und glücklich dem geliebten Sohne in das still erheiterte Gesicht.

Am andern Tage fuhr Therese auf Otto's inständiges Bitten mit ihm nach Schierstein.

Der Arzt hatte Zerstreuung durch eine längere Entfernung angerathen, und es war beschlossen worden, daß Otto den Winter in Berlin zubringen, im Frühjahr eine Reise nach Italien unternehmen und dann bei seiner Zurückkunft definitiv als Führer des Geschäfts eintreten solle. Der Tag der Abreise war bereits nahe festgestellt.

Therese knüpfte an diese Reise noch eine andere Hoffnung. Sie fand es nicht unmöglich, daß Otto mit den beiden Neuberg irgendwo zusammentreffen

könne, und was sollte ihrem wiedergeschenkten Erstgeborenen nicht alles gelingen können! —

Der junge Mann betrachtete die heutige Fahrt gleichsam als einen Abschiedsbesuch bei den Orten, wo er so viel glückliche Stunden verlebt hatte.

Alle Nachforschungen, welche inzwischen nach dem jungen Mädchen angestellt waren, hatten keinen Erfolg gehabt, und Otto selbst fing an sich nach und nach an den furchtbaren Gedanken zu gewöhnen, daß sie ihren Tod in den Fluthen des Rheines gesucht habe.

Er suchte nun in Begleitung seiner Mutter alle Plätze auf, die ihn auf Marie erinnern konnten. Sie gingen zuerst nach dem kleinen Kirchhofe und besuchten das Grab ihrer Pflegemutter, dann gingen sie in deren Wohnung und zuletzt nach dem Orte, wo er sie zum ersten Male gesehen hatte.

Thränen der innigsten Wehmuth flossen überall dem Andenken der Geliebten, aber um vieles beruhigter kehrte er darauf mit der Mutter nach dem jenseitigen Ufer zurück, wo in Maienruhe der Großvater den genesenen Liebling zum ersten Male wieder begrüßte. —

Eilftes Kapitel.

Der Markusplatz bildet in Venedig bekanntlich den Mittelpunkt des öffentlichen geselligen Lebens. Auf beiden Seiten ist er durch die Prokuration, große massive Palläste mit breiten Vorhallen, unter denen sich Kaffeehäuser und Läden befinden, an der untern Seite durch den neuen Pallast Sorrano, und oben durch die weltberühmte Markuskirche begrenzt. — Des Abends versammelt sich auf diesem Platze eine große Anzahl Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft, um theils unter den Arkaden vor den Kaffeehäusern plaudernd zusammen zu sitzen, theils auf und ab zu gehen, wobei die Sitzenden die Vorübergehenden betrachten und diese sich von jenen betrachten lassen. In der Mitte des Platzes tummelt sich die lebhafte italienische Jugend der niederen Stände und bleibt dabei in fortwährender Verbindung mit den übrigen Sammelplätzen der niederen Klassen, der riva dei sch'iavoni und den mercerie. Der Markusplatz ist denn auch der Ort, wo die Schönheiten Venedigs sich der Oeffentlichkeit zeigen und wo von den jungen Cavalieren entschieden wird, wem sie den Preis unter ersteren zuerkennen. Daß Gott Amor diesen Platz ganz

besonders zum Felde seiner Siegeszüge erkoren hat, ist aus den vielen Vortheilen, welche derselbe bietet, leicht zu schließen.

Im Sommer sind es meist nur Fremde aus den höheren Ständen, die sich in Venedig vorübergehend aufhalten. Im Winter dagegen finden sich die einheimischen angesehenen Familien, welche die schöne Jahreszeit auf ihren Villas zubringen, wieder dort ein.

Einer der schönsten Palläste am Canal grande, dem Canal, welcher der Hauptstraße in andern Städten entspricht, befindet sich gegenwärtig im Besitze einer berühmten Sängerin, die sich, nachdem sie während mehr als zwanzig Jahren ganz Europa durch die Vollendung ihrer Kunst entzückt hatte, mit einem beträchtlichen Vermögen von der Bühne zurückzog und nun die Hälfte des Jahres in ihrem Pallaste zu Venedig, die andere Hälfte auf ihrer reizenden Villa am Comer-See verlebt. Sie selbst ist zwar, seitdem sie von ihrer Kunst Abschied genommen, von der anmuthig schlanken Priesterin Melpomenen's zur würdevoll stattlichen Matrone geworden, aber dennoch zieht stets ein Heer von Bewunderern hinter ihren Schritten her, sobald sie sich auf dem Markusplatze zeigt. Die Ursache hiervon ist der Umstand, daß sie stets nur in Begleitung ihrer Tochter dort erscheint, einer

jungen Dame von solch ausgezeichneter Schönheit, daß sie von den jungen Galants einstimmig nicht nur für die Zierde von Venedig, sondern für die Zierde ihres ganzen Geschlechts erklärt wird. Ihre ganze Erscheinung entfernt sich zwar von dem südlichen Charakter, der sich in den Zügen ihrer Mutter entschieden ausprägt; aber eben um des Fremdartigen willen wirkt ihre Schönheit um so überraschender. Ihr Auge ist blau, aber es hat dennoch den dunklen Glanz und das Feuer der Italienerin, und ihr blondes Haar, welches in vollen Locken ein reizendes Gesicht umschließt, fällt üppig und weich auf den blendenden Hals, und hat einen Anflug von dem röthlichen Schimmer, den man häufig unter den Schönheiten der russischen Aristokratie trifft.

Die beiden Damen sind in steter Begleitung eines älteren Herrn, eines Fürsten Makonski, der einer der reichsten russischen Edelleute ist und dessen Pallast in Venedig, so wie seine Villa am Comer-See, seit langer Zeit die nächste Nachbarschaft der Sängerin bildet.

Im Spätherbste des Jahres 1847 gelangte die berühmte Sängerin mit ihrem Begleiter und ihrer Tochter etwas früher in Venedig an, als sie sonst zu thun pflegte. Es verbreitete sich dabei das sonderbare Gerücht, daß sie beabsichtige, die Verlobung

ihrer Tochter mit dem Fürsten Makonski der Gesellschaft bekannt zu machen. Zwar wurde diesem Gerüchte vielfältig widersprochen. Man fand eine Verbindung zwischen der jungen, schönen Dame und dem alten Herrn, der ihr Vater hätte sein können, absurd, während von anderer Seite wieder nachgewiesen wurde, daß nur auf diesem Wege das ungeheuere Vermögen des Fürsten in die Hände der jungen Dame gelangen könne. Alles dies trug dazu bei, die schöne Aurora doppelt interessant erscheinen zu lassen, und wo sie sich des Abends auf dem Markusplatze oder in den Theatern zeigte, richtete sich alsbald die Aufmerksamkeit von Hunderten von Neugierigen auf sie hin, und den beobachtenden Blicken folgte jedesmal ein geheimnißvolles Flüstern, in welches sich bald bedauernde, bald schmähende Bemerkungen einflochten. Aurora schien von dem allem selbst wenig zu bemerken. Sie sah nach wie vor gleichgültig auf die sie anstaunende Menge, und man konnte auch in dem Verhältniß zwischen ihr und dem Fürsten durchaus keine Aenderung bemerken.

Eines Nachmittags ging die kleine Gesellschaft unter den Gallerien der Prokuration auf und ab. Es hatten sich mehrere junge Herren aus den ersten Familien Venedigs angeschlossen, und diese plauderten

mit Mutter und Tochter über die Neuigkeiten des Tages, wobei sie nicht verfehlten die neuengagirte prima donna assoluta des Theaters Fenice möglichst gering zu schätzen, um dadurch Gelegenheit zu finden, in der Erinnerung der Mutter ihre früheren Triumphe zurückzurufen. Die Blumenmädchen, welche in Venedig sonderbarer Weise durch einige, dazu privilegirte Personen, die zu ihren Blumen in argem Contraste stehen und längst über die Zeit der Blüthe hinaus sind, repräsentirt werden, liefen eifrig ab und zu und boten ihre Sträußchen den Herren zum Verkaufe an.

Nachdem unsere Gesellschaft einige Male hin und her gegangen war, entstand ein kleines Gedränge, da die Ankunft des Dampfbootes, welches von Triest nach Venedig führt, viele der Spaziergänger nach der piazetta lockte, um die dort landenden Gondeln zu mustern.

Soeben trat auch unsere kleine Gesellschaft an das Ufer, als eine Gondel anlandete, in welcher ein einzelner, junger Passagier saß. Er mußte sich nach den verschiedenen Gebäuden erkundigt haben, welche bei der Ankunft von dieser Seite her jeden Fremden sogleich überraschen, denn der Gondolier gab mit ungemeiner Dienstbereitwilligkeit Auskunft auf seine

Fragen, und gestikulirte dabei mit großer Lebendigkeit, indem er hin und wieder nach den Pallästen deutete. Plötzlich zeigte er auch nach dem Ufer hin, wendete sich dann geheimnißvoll zu seinem Passagier und sagte ihm auf italienisch: „Dort sehen sie die größte Schönheit von Venedig: Signora Aurora.“

Der junge Fremde blickte nach der bezeichneten Gegend hin, und da in demselben Augenblicke die Gondel an der Treppe der piazetta anlegte, so traf es sich, daß auch Aurora nach ihm hinsah. Die erregte Stimmung, in welche die Reise und der Anblick der Zauberpalläste Venedigs den jungen Mann versetzt hatte, machte es natürlich, daß der Anblick von Aurora's außergewöhnlicher Schönheit nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. Seine Miene mußte dies verrathen, denn es entging dem Gegenstande seiner Bewunderung nicht.

Der Gondolier stieg aus, überließ seine Gondel einem seiner Bekannten und belud sich mit den Effecten des jungen Mannes, den er dann bis zu dem wenige Schritte entfernten Gasthofe geleitete. Unterwegs bot er dem Fremden seine Dienste als Gondelführer während dessen Aufenthaltes an, versicherte ihn, daß er nirgends besser fahren könne als mit ihm, und bat ihn, nur stets, wenn er seiner bedürfe, an

der Treppe der piazetta den Namen Lazzaro zu rufen, worauf er denn jedesmal sogleich herbeieilen werde. Das lebhafte muntere Wesen des Burschen gefiel dem jungen Reisenden, er merkte sich seinen Namen und versprach ihm seine Kundschaft.

Der Angekommene war Richard von Neuberg, der von Wien kam, wo er sich von seinem Vater, der für längere Zeit auf einem Gute an der polnischen Grenze seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte, getrennt, und eine Reise nach Venedig allein unternommen hatte. Er war direct von Wien bis Triest gefahren und kam nun eben daher, um vorerst einige Wochen in Venedig zu bleiben.

Nachdem er sich im Gasthofe eingerichtet hatte, bestieg Richard die Gondel wieder und ließ sich in den Hauptcanälen umher fahren, um zuerst den Eindruck der Stadt im Allgemeinen zu empfangen.

Lazzaro erwies sich dabei als besonders erfahren in der Ortskenntniß. Er wußte nicht nur die Namen sämmtlicher Palläste auswendig, sondern er hatte bei einem jeden derselben noch irgend ein besonderes Ereigniß zu berichten. Viele seiner Erzählungen boten allerdings mitunter kein weiteres Interesse, als daß sie eben im Munde des lebhaften Italieners mit

allen erdenklichen Farben geschildert, einen Begriff von der reichen Phantasie dieses Volkes gaben.

Da es schon sehr spät im Jahre war und die schönen Tage seltener wurden, so frug Lazzaro seinen Patron sogleich, ob er nicht eine der berühmten abendlichen Gondelfahrten mit Gesang für den folgenden Tag veranstalten solle, damit die wenigen heiteren Abende nicht unbenützt verstreichen möchten.

Richard war mit dem Vorschlag sehr zufrieden und ernannte Lazzaro zum Anordner der Festlichkeit mit unumschränkter Vollmacht.

Am folgenden Abende kam dieser und berichtete, daß alles vorbereitet sei. Er hatte die gewöhnliche Kleidung des Gondoliers mit einem Fracke vertauscht und erklärte, daß dies geschehen sei, weil er sich zur Aufrechthaltung der Ordnung bei den übrigen Betheiligten in Respect setzen müsse. Das Mißfallen, welches Richard mit diesem Tausche äußerte, versetzte den guten Burschen in äußerste Betrübniß, und er gab sich alle Mühe, die Vortrefflichkeit seines Fracks zu rühmen, um diesen in Gnade zu bringen.

Die abendlichen Gondelfahrten sind fast noch das einzige, was von der früheren venetianischen Romantik übrig blieb. Die Gondoliere unterhalten fortwährend eine Art Verein von Sängern, welche na-

tionale Gesänge, Barcarolen, sodann Stanzen aus Tasso und Ariost, und endlich Arien aus den neuesten Opern einlernen, um sie dann bei diesen Spazierfahrten vorzutragen. Ein Theil der Sänger befindet sich alsdann in einer besonderen, der Hauptbarke in kleiner Entfernung folgenden Gondel, und zuweilen, wenn es die Vorschrift verlangt, stimmen sämmtliche Gondoliere mit in den Gesang ein. Die Art, wie diese Sänger die ganz im Volke lebenden Stanzen aus dem Tasso vorzutragen pflegen, ist sehr bemerkenswerth. Sie theilen die einzelnen Strophen unter sich und singen dieselben dann wechselseitig in alt hergebrachten Melodien ab; die Monotonie dieser Melodien gibt dem Vortrage fast den Character der katholischen Lithurgie, und der Eindruck, den sie hervorbringen, ist ganz dem zu vergleichen, den das Absingen einer solchen Messe hervorbringt. Mit einer bewunderungswürdigen Präcision tragen dagegen diese ungeschulten Sänger Arien und Chöre aus den neuern italienischen Opern vor. Die Schnelligkeit, mit welcher die italienische Opernmusik in das Volk übergeht, giebt den Beweis dafür, daß sie eben den echt nationalen Character trägt. Wie der Italiener selbst leicht sinnlich erregt und voll Leidenschaft ist, so auch ist die Musik in Italien zwar reich an Melodie, aber

weder an Kraft, noch an Tiefe oder Ausdauer in der Wirkung. Die eigentlichen Barcarolen oder Gondellieder sind meist in Venedig entstanden und sprechen theils den Stolz der Beherrscher des Meeres, theils auch nur die Sehnsucht der Liebe, oder die Klage um verlorenes Glück aus.

Die von Lazzaro veranstalte Fahrt ging von der piazetta ab. Bis zum Eingang des Canal-grande an der Dogana versuchten die Sänger ihre Kehlen und disputirten sich mit der größten Lebendigkeit um die Wahl der Gesänge. Lazzaro, welcher sich in der ersten Gondel bei Richard befand, verfolgte aufmerksam die Bewegung seiner Untergebenen, und rief sie mitunter, wenn sie zu laut wurden, mit gebieterischer Stimme zur Ruhe.

Richard streckte sich der Länge nach behaglich in die Gondel, und bald ertönte, erst leise, dann anschwellend, von den sanften Ruderschlägen tactmäßig begleitet, folgendes Lied über die Wellen:

Was steigt aus den Lagunen auf,
Beglänzt vom Mondenstrahl?
Von Zauberhänden kühn erbaut;
Venezia bella, Meeresbraut!

Wie stolz auf weiter Fluth sie prangt,
Die mächt'ge Herrscherin!
Dem Meer hat sie ihr Heil vertraut,
Venezia bella, Meeresbraut!

Wir dienen ihr, für sie allein
Mag fließen unser Blut!
Gegrüßt, gegrüßt mit frohem Laut,
Venezia bella, Meeresbraut!

Die Sänger waren eben mit diesem kurzen einleitenden Liede zu Ende gekommen, als Lazzaro, indem er nach einem Pallaste deutete, halblaut zu Richard flüsternd sagte: „Dies ist die Wohnung der schönen Dame, die Sie gestern bei Ihrer Ankunft gesehen haben." Richard wendete sich rasch nach dem bezeichneten Gebäude, und da er Licht hinter den Fenstern des Balcons bemerkte, so gab er Lazzaro die Anweisung ganz langsam zu fahren, und forderte ihn auf, den Sängern zu sagen, daß sie eines ihrer schönsten Lieder beginnen sollten.

Dies geschah sogleich, und als nun die Gondeln unter dem Pallaste angekommen waren, öffnete sich die Thüre des Balcons und eine Anzahl Herren und Damen traten heraus. Ohne auf Richard's Befehl zu warten, hielt Lazzaro mit seiner Gondel an, und die

Sänger folgten seinem Beispiele. Als sie das Lied geendet hatten, klatschte die Gesellschft auf dem Balcon Beifall und die Herren riefen den Sängern ein „bravi“ zu.

Diese, dadurch angefeuert, begannen alsbald ein weiteres Lied folgenden Inhalts:

Chor.

Die Welle murmelt in der Nacht —
Sonst ist es still umher.
Vor deinem Fenster halt' ich Wacht,
Nicht find' ich Ruhe mehr.

Einzelne Stimme.

Die Sterne zieh'n am Himmelszelt,
So selig ruht die ganze Welt,
Nur ich ruf' seufzend dir hinauf:

Chor.

Ach, so schön! ach, so schön!
Und doch so liebeleer!

Chor.

Nicht freut mich mehr des Meeres Pracht,
Nicht mehr der Sterne Heer;
In jeder friedlich stillen Nacht
Treibt Sehnsucht mich umher.

Einzelne Stimme.

Bald nimmt das Meer mein Leid mir ab,
Dann find' ich Ruh' im Wellengrab;
Doch ruf' ich noch im Tod hinauf:

Chor.

Ach, so schön! ach, so schön!
Und doch so liebeleer!

Nachdem sie auch dies geendet hatten, erschallte abermals lauter Beifall und eine der Damen warf ihr Bouquet den Sängern zu. Es verfehlte jedoch die Richtung und fiel in der anderen Gondel zu Richard's Füßen nieder. Dieser hatte gesehen, daß es von Aurora kam; er hob es auf und drückte es an seinen Mund, indem er nach dem Balcon hinauf sah. Aurora bemerkte den ganzen Hergang und lächelte wohlgefällig, als sie die Huldigung Richard's gewahrte. Dies Lächeln wirkte auf die Phantasie des jungen Mannes in der mondhellen, warmen Nacht, umgeben von Gesang und Poesie, wie der Trunk aus einem berauschenden Becher.

Die Fahrt ging weiter, die Gesellschaft zog sich vom Balcon zurück, andere Gondeln fuhren vorüber, Fenster öffneten sich, und manch' feuriges, schwarzes Auge schaute hinab nach dem Vorüberfahrenden, aber

in Richard's Phantasie wob sich alles zu einem buntbewegten Bilde zusammen, welches nur dazu diente, die Hauptgestalt der schönen Aurora lebhafter hervortreten zu lassen.

Die Fahrt endete spät. Richard suchte sogleich sein Lager auf, aber der Schlaf floh ihn noch lange Zeit, und als er ihn endlich fand, schwebte in seinen Träumen die reizende Gestalt Aurora's mit dem verführerischen Lächeln vor seiner Seele.

Richard hatte sich von Wien aus mehrere Empfehlungen an einige der angesehensten Familien in Venedig mitgenommen. Nachdem er die ersten Tage damit zugebracht hatte, die Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besehen, beeilte er sich einige Besuche zu machen. Er würde vielleicht kaum Gebrauch von seinen Empfehlungen gemacht haben, wenn ihn nicht die Hoffnung dazu getrieben hätte, die schöne Aurora, über deren Persönlichkeit ihm Lazzaro nothdürftige Auskunft gegeben hatte, in einem der gesellschaftlichen Kreise der Stadt anzutreffen.

Das Glück war ihm günstig. Sein erster Besuch brachte ihm die Einladung zu einer Soirée, und kaum war er dort einigen Herren und Damen vorgestellt worden, als Fürst Makonski mit den beiden Damen, als deren Führer er überall auftrat, gemeldet wurde.

Richard unterhielt sich gerade mit der Marchese Grimani, einer verblühten Schönheit, als Aurora eintrat. Ihr Anblick setzte ihn in lebhafte Verwirrung; die Marchese, diesen Eindruck bemerkend, schrieb ihn der außerordentlichen Schönheit Aurora's zu und hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem jungen Manne das Gerede hinsichtlich des Fürsten und Aurora zu hinterbringen.

Die Wirkung, welche diese Mittheilung auf Richard hervorbrachte, war eine eigenthümliche. Aurora erschien ihm noch reizender als vorher, wenn er bedachte, daß ihre Schönheit nur dazu dienen solle, die erschlafften Sinne des alten Fürsten zu ergötzen, und es dünkte ihm ein Frevel an ihrer Blüthe, wenn sie vorübergehen solle, ohne das Entzücken wach zu rufen, welches die Harmonie in gleichklingenden jugendlichen Herzen hervorruft. Die Corruption der Familienzustände in Italien war ihm noch fremd; hätte er sie gekannt, er würde sowohl sein Mitleid wie seinen Unmuth gespart haben.

Aurora hatte kaum den anwesenden Fremden bemerkt, als ein Strahl der Freude ihr Gesicht erhellte.

Richard sah dies und konnte nicht umhin, den Hausherrn zu bitten, ihn den beiden Damen vorzustellen.

Diese empfingen ihn mit der größten Freundlichkeit, und Fürst Makonski, dem er bei dieser Gelegenheit selbstverständig ebenfalls präsentirt werden mußte, erinnerte sich seines Namens und besprach sich lange und mit der größten Zuvorkommenheit mit ihm über seine Reise und seinen Aufenthalt in Venedig.

Richard mußte sich gestehen, daß der alte Herr ihn für sich gewonnen habe; auch glaubte er sich überzeugt, daß die Marchese Grimani im Irrthum sein müsse, indem das Benehmen des Fürsten gegen Aurora viel mehr das eines Vaters, als eines Verlobten war. Ja, er bemerkte ganz deutlich, daß der Fürst mit Wohlgefallen den Eindruck beobachtete, den er auf Aurora ausübte.

Die Sitte in Italien bringt es mit sich, daß das Wohlgefallen die Gesetze in der Gesellschaft vorschreibt, und so machte es sich ganz von selbst, daß Richard den ganzen Abend nicht mehr von der Seite Aurora's kam.

Das Gespräch drehte sich sehr bald um Richard's abendliche Gondelfahrt. Aurora sagte ihm, daß sie die ganze Nacht im Traume immerfort noch den Gesang gehört habe, und ihr Blick, so wie ein leichtes Erröthen ließen ihn den kühnen Gedanken fassen, daß zwischen den Gesängen auch mitunter die Scene mit

dem Bouquet ihr im Traume erschienen sein könne. Der Fürst, welcher an der anderen Seite Richard's Nachbar war, versicherte ihn, daß eine Gondelfahrt mit einer größeren Anzahl von Sängern bei Fackelbeleuchtung einen unendlich viel größeren Effect hervorrufe, und lud ihn ein, in einigen Tagen einer solchen beizuwohnen.

Aurora schien durch diesen Vorschlag in große Freude versetzt. Sie lobte den wunderbaren Anblick des Wiederscheins der Fackeln im Wasser und dankte dem Fürsten mit lebhaften Ausdrücken für den guten Gedanken, den er auszuführen beabsichtige.

Richard sagte seine Theilnahme zu. Der Fürst versprach, ihn an dem bestimmten Tage benachrichtigen zu lassen, und das Gespräch ging seinen vorigen Gang weiter.

Als die Zeit zum Aufbruch gekommen war, fragte der Fürst die beiden Damen, ob sie ihm erlaubten, den jungen Baron von Neuberg um seine Begleitung zu ersuchen, und als sie ihn darum baten, forderte er Richard auf, in seiner Gondel zuerst mit nach der Wohnung der Damen zu fahren und sich dann derselben bis zum Gasthofe zu bedienen. Richard nahm die Einladung gerne an.

Bald glitten sie rasch über das Wasser dahin,

und gelangten schneller, als es Richard wünschte, an den Ort, wo das Aussteigen der Damen das kurze, trauliche Beisammensein in dem kleinen Fahrzeuge unterbrach. Sie stiegen aus; der Fürst geleitete die Mutter und Richard reichte Aurora seinen Arm. Er fühlte den leisen Druck ihrer Finger und konnte sich nicht enthalten ihre schöne Hand zu fassen und an seine Lippen zu drücken. Sie erwiederte den Druck seiner Hand und sah ihn zärtlich dabei an. „Felice notte!“ flüsterte sie und huschte in das Portal.

Der Fürst ließ es sich nicht nehmen, Richard selbst bis an das Portal des Hôtels zu begleiten. Dort drückte er ihm noch einmal freundlich die Hand und versicherte ihn, daß er sich unendlich freuen werde, oft mit ihm zusammen zu kommen.

Richard eilte auf sein Zimmer, aber es dauerte lange Zeit, bis er so weit ruhig geworden war, um das Bedürfniß des Schlafes zu empfinden. Lange stand er noch am offenen Fenster und erfreute sich der hellen kühlenden Nacht.

Zwölftes Kapitel.

Als Richard am folgenden Morgen aufstand, fiel es ihm ein, nach der Post zu senden, um dort fragen zu lassen, ob Briefe für ihn angekommen seien. Sein Vater hatte ihm gesagt, er werde, wenn etwas Außergewöhnliches vorfallen sollte, ihm dies nach Venedig berichten. Der Fachino brachte wirklich einen Brief, und als ihn Richard öffnete, fand er darin ein Schreiben seiner Großmutter, welches nach seiner Abreise in Wien angekommen und ihm von dort nachgeschickt worden war. Sie wünschte ihm darin Glück zu seinem Zuge nach Venedig und schrieb dann unter anderem folgendes:

„Ich kannte bisher die Ursache nicht, weshalb Dein Vater so plötzlich sich entschloß mit Dir auf Reisen zu gehen, aber ein Zufall führte mich auf die Entdeckung derselben. Du hattest hier Verbindungen angeknüpft, welche Dein Vater zu unterbrechen für gut fand, und ich glaube, dieser Vorfall wird ihn endlich zu der Einsicht gebracht haben, daß die Grundsätze, die er bei Deiner Erziehung geltend machen wollte, viel schlimmere Folgen herbeiführen konnten, als diejenigen, welche er bei mir von jeher verwor-

fen hat. Du kennst die unglückliche Geschichte der Schwester Deines Vaters, die seitdem sie, einer Herzensleidenschaft folgend, ihre Ehre opferte, trotz allen Entschuldigungsgründen, aufhörte meine Tochter zu sein, und deren Gedächtniß noch jetzt, wo sie schon eine Reihe von Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt, mir peinlich ist. Dein Vater nahm damals die Partei der Verlorenen und trennte sich von mir, um sie in Schutz zu nehmen; ja er gelobte ihr sogar, als sie auf dem Todesbette lag, die Frucht ihrer Verirrung aufzusuchen und an Kindesstatt anzunehmen. Aber das Schicksal ist gerecht. Indem es in Deinem Herzen eine Neugung erweckte, die des Mannes von Neuberg gänzlich unwürdig war, zeigte es ihm die unausbleibliche Folge seiner wankenden Anschauungen. Glücklicherweise hat mein Einfluß auf Dich Dir Characterstärke genug gegeben, ein solch' unwürdiges Gefühl zu unterdrücken. Möge es für die folgende Zeit Deines Lebens Dir zur Warnung dienen! Um Dich übrigens ganz von Deiner Leidenschaft zu heilen, will ich Dir mittheilen, auf welche Art ich zur Kenntniß derselben gelangt bin. Du würdest es vielleicht kaum glauben, wenn ich Dir nicht selbst die Versicherung gäbe, daß das junge Mädchen, dem Du ohne Zweifel Dinge in den Kopf ge-

setzt hast, die sich nie verwirklichen können, die Dreistigkeit gehabt hat, zu mir zu dringen, und sich mit der größten Impertinenz nach Dingen zu erkundigen, die zu wissen nur die größte Intimität sie berechtigen konnte. Ich habe Befehl gegeben, sie nicht mehr vorzulassen, wenn sie es wieder wagen sollte mich belästigen zu wollen.

Um zu etwas anderem zu kommen, bitte ich Dich um Nachricht über ein zu meinen Ohren gekommenes Gerücht. Mann will wissen, däß Dein Vater wirklich die Spur jenes Kindes seiner Schwester aufgefunden habe; ja, man sagt sogar, es befinde sich bei ihm und er habe bereits das Versprechen, es an Kindesstatt anzunehmen, erfüllt. Ich hoffe darüber Näheres von Dir zu erfahren."

Als Richard den Brief zu Ende gelesen hatte, las er die Stelle, welche über Luisen's Besuch handelte, noch einmal durch, und es war fast, als wollte er sich recht davon überzeugen, daß seine Großmutter Recht habe, wenn sie in diesem Schritte des jungen Mädchens einen Grund finden wollte, ihn von seiner Neigung zu heilen.

Richard zählte kaum über zwanzig Jahre. Er war durch den Umstand, daß sein Vater seine Erziehung ganz allein geleitet hatte, nie zu rechter Selbst-

ständigkeit gekommen, und das Bedürfniß abhängig zu sein, war auch die Ursache gewesen, weshalb ihn das selbstständige, fast übermüthige Wesen Luisen's zuerst gefesselt hatte. Kaum aber hatte sich, bei der Unfertigkeit seines eigenen Characters, die Gewalt der väterlichen Autorität wieder geltend gemacht, so war auch seine Neigung fast gänzlich erloschen, und er stimmte willig in die Ansicht mit ein, daß Luise ohne Weiblichkeit und darum einer hingebenden Liebe unfähig sei.

Seitdem nun gar eine neue Uebermacht, in Aurora, auf die sinnliche Seite seines Gemüths ihre Wirkung geltend zu machen begann, sah er fast schon mit Zufriedenheit auf seine Trennung von Luise hin, und gestand sich bereits im Stillen, daß seine Liebe für sie nur eine Täuschung gewesen sei.

„Welch eine Rücksichtslosigkeit!" sagte er zu sich selbst. „Eigenmächtig in dieser Sache einzuschreiten! Sie muß ihrer Herrschaft über mich schon sehr gewiß gewesen sein; aber sie hat sich geirrt und mag sich nur daran gewöhnen, daß ihr Plan mißglückt ist."

Um sich am Nachmittage zu zerstreuen, ließ sich Richard nach der Insel San Lazzaro überfahren und besuchte dort das armenische Kloster.

Man zeigte ihm die Einrichtung der Gebäude,

die herrlichen, im üppigen Schmucke südlicher Vegetation prangenden Gärten, und bewirthete ihn dem Gebrauche gemäß mit Früchten und süßem Weine.

Er unterhielt sich mit einem alten Pater, der einst der Lehrer Lord Byron's in der armenischen Sprache gewesen, bevor dieser sein Blut für die Freiheit der Griechen dahingab. Der alte ehrwürdige Mann, dessen Gedächtniß schon etwas gelitten hatte, vermengte die Erinnerungen seines langen Lebens und mischte Wörter aus zehn verschiedenen Sprachen untereinander.

Im Bibliothekzimmer zeigte man Richard unter Glas und Rahmen ein Gedicht, welches König Ludwig von Baiern bei seinem ersten Besuche dort aufgeschrieben hatte. Abends kehrte er von seiner Ausfahrt zurück und landete wieder an der piazetta an.

Lazzaro erbot sich, ihm noch den Dogenpallast zu zeigen, und sie gingen miteinander darauf zu. Sie gelangten in den Hof, und Richard bewunderte zuerst die prachtvolle, aus weißem Marmor erbaute Riesentreppe, an deren Fuß einst Marino Falieri enthauptet wurde. Im Vorsaale erblickte er den Löwenkopf, in dessen Rachen man die geheimen Anschuldigungen niederlegte, auf welche hin der Angeschuldigte heimlich eingezogen, vor den Rath der Zehn gestellt,

streng verhört, und wenn er schuldig befunden war, sogleich verurtheilt wurde, wobei die Vollziehung dem Spruche alsbald folgte. Ohne wieder mit irgend Jemand in Verbindung zu kommen, ward der Verurtheilte durch die heimlichen Gänge des Pallastes und über die Seufzerbrücke, von deren vergittertem Fenster aus er zum letzten Male den Himmel seiner Heimath erblickte, unter die schauderhaften Bleidächer gebracht, oder sogleich hingerichtet und in nächtiger Dunkelheit in das Meer versenkt. So verschwanden oft Glieder der edelsten Familien, ohne daß diese es wagen durften, ein Wort gegen die Beschlüsse des Rathes zu äußern. Wie mancher Unschuldige fiel als Opfer dieser furchtbaren, geheimnißvollen Macht, und selbst das Haupt der Republik konnte ihr nicht sich widersetzen! Müßte doch selbst der unglückliche Doge Francesko Foscari zweimal seinen eigenen tapferen Sohn, Rodrigo, der in einem Seegefechte gegen die Türken fälschlich des Hochverraths angeklagt wurde, auf die Folter spannen und in den Qualen derselben zuletzt sterben sehen, ohne sich widersetzen zu können, und Marino Falieri gab das schreckliche Beispiel, daß das Oberhaupt den eisernen Einrichtungen des Staates eben so unterthan sei, wie jeder andere. Aber nur durch diese Entsetzen erregende Strenge, durch

die Furcht vor jener geheimen Macht, die von Allen ausgeübt, über Allen, gleich dem Schwert des Damocles hing, erhielt die Republik jene feste Sicherheit, die sie im achten Jahrhundert zur Beherrscherin des Meeres und im fünfzehnten selbst zu der des Festlandes erhob. Wie lebenskräftig und herrlich jene Zeit der Blüthe Venedigs war, beweisen noch heute die Reste, welche den Beschauer mit Staunen erfüllen. Aus den Tagen, wo die siegreichen Herren des Meeres die noch jetzt dort aufgepflanzten Siegestrophäen in ihre Stadt brachten, wo der König von Cypern um die Hand der schönen Catharina, der Tochter Cornaro's, sich bewarb und die ganze Stadt dieses Ereigniß als ein allgemein ehrenvolles und freudiges feierte, besitzt Venedig noch heute einen unermeßlichen Reichthum an Schätzen der Kunst, und man kann hier in Wahrheit sagen: könnte auch die Geschichte von Venedigs Ruhme schweigen, die Steine, die Palladio gefügt und Canova's Meißel belebt hat, würden redend Zeugniß ablegen.

Richard durchschritt die ungeheuren Räume des Pallastes und frischte die historischen Erinnerungen, welche sich an dieselben anknüpften, in seinem Gedächtnisse auf.

In dem großen Dogensaale sah er die Bildnisse

der siebzig Dogen, und zwischen Andrea Dandolo und Giovani Gradenigo bezeichnete ein schwarzer Schleier die Stelle, wo Marino Falieries Bildniß früher seinen Platz hatte.

Mit Lodovico Mannin, dem letzten Dogen, war, wie bei den Bildnissen der deutschen Kaiser im Frankfurter Römersaale, die Reihe geschlossen und der Raum gefüllt.

Als Richard von der Besichtigung zurückkam und hinaustrat auf den Markusplatz, dunkelte es bereits.

Er schaute nach der Markuskirche empor, und sah matt beleuchtet die sechs ehernen Rosse, die der Ueberwinder Napolen einst nach Paris geschleppt hatte, von wo sie wieder zurückgebracht wurden. An der Kirchenwand seitwärts schimmerte ein kleines Lämpchen, das mit seinem spärlichen Lichte durchaus nicht zu dem Zwecke angebracht sein konnte, zur Erhellung zu dienen. Richard befrug sich bei Lazzaro, und dieser erklärte ihm, daß dieses Lämpchen eine Stiftung der Stadt sei, womit sie ein Unrecht, das einem Unschuldigen zugefügt worden, so lange sie stehe, abbüßen müsse.

„Ein junger Handwerker" — so ungefähr erzählte Lazzaro — „ging Nachts von der Gesellschaft munterer Kameraden nach Hause und fand unterwegs auf der

Straße ein blutiges Messer. Er hob es auf und nahm es mit. Am andern Morgen beeilte er sich, seinen Fund dem Gerichtshofe anzuzeigen, und ward darauf, den bestehenden Gesetzen gemäß, bis zur weiteren Untersuchung der Sache selbst festgenommen. An demselben Tage fand es sich, daß ein junger Patrizier aus einer der ersten Familien vermißt wurde, und es blieb kein Zweifel, daß er in der Nacht ermordet und darauf heimlich in den Canal versenkt worden sei. Alles ward aufgeboten, um die Thäter ausfindig zu machen, denn ein derartiges Ereigniß, welches die Frucht innerer Feindseligkeiten war, durfte unter keiner Bedingung ungeahndet bleiben. Nachdem jedoch alle Bemühungen, eine Spur des Verbrechers zu entdecken, fruchtlos geblieben waren, hielt man sich an das einzige Opfer, dessen man habhaft werden konnte, in der Person des armen Burschen, der jenes Messer aufgefunden hatte, und nahm an, daß er durch diesen Schritt den Verdacht habe von sich abwälzen wollen. Man warf ihn auf die Folter, wo er die Namen derjenigen nennen sollte, die ihn zu dem Morde gedungen haben mußten, und da der Unglückliche Niemand zu nennen wußte, verschärfte man die Folter so lange, bis er unter den fürchterlichsten Schmerzen den Geist aufgab. — Kaum war er todt, als der

wirkliche Thäter jenes Mordes, von Reue getrieben, sich selbst öffentlich anklagte. Unmöglich konnte nun der Senat sein Urtheil über den jungen Handwerker rechtfertigen, und um deshalb wenigstens in der Art, wie die ungerechte Verurtheilung gebüßt wurde, das Ungewöhnliche eines solchen Falles zu constatiren, wurde zum ewigen Gedächtniß desselben jenes Lämpchen gestiftet, welches noch heute an den Fall erinnert, bei dem es der Regierung nicht möglich war, an dem einmal gefällten Urtheilsspruche festzuhalten."

Lazzaro hatte diese Geschichte auf dem Wege nach dem Gasthofe erzählt. Sie rief bei Richard einen kleinen Schauer und mancherlei Gedanken über Staatssysteme und Ansichten in Bezug auf solche hervor.

Als er auf sein Zimmer kam, zerstreute jedoch ein Billet des Fürsten Makonski, welches ihn zur Gondelfahrt auf den nächsten Abend einlud, diese Gedanken wieder und lenkte sie auf die heitere Gegenwart mit der süßen Hoffnung, die in Bezug auf Aurora sein Herz erfüllte.

Dreizehntes Kapitel.

Am folgenden Tage fertigte Richard, um sich, bis der Abend herankomme, die Zeit zu vertreiben, einen Brief an seinen Vater und ein Antwortschreiben an seine Großmutter ab.

Ersterem meldete er seine glückliche Ankunft in Venedig und beschrieb ihm, was er Schönes auf seiner Reise bis dahin gesehen und erfahren hatte.

In seiner Antwort an die Großmutter überging er sein Verhältniß mit Luise ganz, und meldete ihr nur in Bezug auf ihre letzte Anfrage, daß sein Vater allerdings die verloren geglaubte Schwestertochter aufgefunden und zu sich genommen habe.

Er berichtete ihr, wie sie das Mädchen, ermattet und krank, kurz vor ihrer Abreise, an dem Thore des väterlichen Gutes in der Nähe des Rheinufers angetroffen hätten. Sie sei im Begriff gewesen, nach dem Tode ihrer Pflegemutter ihr Brod bei fremden Leuten zu suchen, aber sein Vater habe sie auf den ersten Blick an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter erkannt und freudig als seine Tochter begrüßt. Hierauf machte Richard eine Schilderung des Mädchens, worin er ihr sanftes, stilles Wesen rühmte und hinzusetzte,

daß ein wehmüthiger Anflug, den sie seit dem Tode ihrer Pflegemutter in ihr Gemüth aufgenommen habe, ihr etwas unendlich Rührendes gebe. Er habe in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins auf der Reise bis Wien, wahrhaft brüderliche Zuneigung zu ihr gefaßt, und es habe ihm geschienen, als müsse er ihr jedes kleine Erlebniß mittheilen und sie bei Allem um Rath fragen. Er sprach dabei die feste Ueberzeugung aus, daß auch die Großmutter ihre Enkelin lieb gewinnen und anerkennen werde.

Als er diesen Brief geendet hatte, war die Erinnerung an seine neue Schwester und Freundin so lebhaft in ihm geworden, daß er sich nicht enthalten konnte, auch noch an sie zu schreiben.

Genau und ohne Rückhalt schilderte er ihr sein Gefühl für Aurora, von dem ersten Augenblicke an, wo er sie gesehen, bis zu der Erwartung, in welche ihn der heutige Tag versetzt hatte.

Als er diesen Brief geendet hatte, fühlte er sich erleichtert und um vieles ruhiger als vorher. Seine Empfindung für Aurora war weniger stürmisch geworden, er sah nicht mehr so ungeduldig nach der Uhr, als er es bisher gethan hatte, und nahm sich fest vor, in Zukunft jedes Erlebniß dieser Art seiner Schwester mitzutheilen, wobei es ihm vorkam, als sei sie ge-

genwärtig, als billige sie seinen Vorsatz und walte mit ihrem sanften Blicke über sein Schicksal.

Der Abend nahte heran und Richard begab sich nach dem Pallaste, wo Aurora's Mutter wohnte. Er hatte gehofft, daß außer ihm, dem Fürsten Makonski und den beiden Damen Niemand bei der Fahrt betheiligt sein werde; er fand indeß, als er in den Salon trat, eine Anzahl von Freunden, welche mit eingeladen waren. Dies verstimmte ihn anfänglich etwas; als ihn jedoch Aurora mit besonderer Freundlichkeit willkommen hieß, erheiterte sich seine Stirne sogleich wieder.

Als Richard bald darauf einige aufgestellte Vasen bewunderte, kam das Gespräch auf Kunstgegenstände, wodurch Aurora veranlaßt ward, ihn aufzufordern, mit ihr in den anstoßenden Zimmern die Sammlungen ihrer Mutter zu besichtigen.

Sie machte nun auf die liebenswürdigste Weise seine Führerin, erklärte die Seltenheiten und nannte die Namen der Maler, deren Werke sie betrachteten. Richard folgte ihr aufmerksam, hörte ihre Worte, verstand aber das wenigste von dem, was sie sagte. Sein Blut gerieth, jemehr sie sich von der übrigen Gesellschaft entfernten, in immer größere Wallung, und als sie endlich vor einem reizenden Gemälde

Tizian's stille standen und Aurora's Locken seine Wangen berührten, konnte er sich nicht enthalten, den Arm um ihre schlanke Taille zu schlingen.

Aurora fuhr in ihrer Erklärung eifrig fort. Richard blickte ihr lächelnd in das Gesicht, sie erröthete zwar, doch strahlte ihr tiefblaues Auge so ermuthigend in das seine, daß er sich rasch niederbeugte und einen Kuß auf ihre weichen vollen Lippen drückte.

In diesem Augenblicke vernahmen sie nahende Schritte. Fürst Makonski kam, um sie abzurufen.

Richard war in der äußersten Verlegenheit, eine flammende Röthe bedeckte sein Gesicht, und er blieb unvermögend ruhig zu erscheinen.

Fürst Makonski indeß schien dies gar nicht zu bemerken, er reichte Aurora freundlich den Arm und führte sie langsam zur Gesellschaft zurück.

Die Fahrt begann. Richard hatte seinen Platz an Aurora's Seite. Sie war ausgelassen lebhaft und scherzte mit ihren Begleitern auf die muthwilligste Weise. Richard dagegen saß still und in sich gekehrt an ihrer Seite, und fühlte sich manchmal durch ihre Munterkeit wie verletzt. Er schwelgte noch in der Erinnerung des Vorhergegangen, und erschien sich in dem Gewoge von Lichtern, bei den schmelzenden Ge-

sängen, an der Seite einer Armida, im Heimathlande Tasso's, fast wie ein Träumender.

Einer der jungen Cavaliere regte den Gedanken an, daß Aurora selbst etwas singen möge, und alsbald stimmte die ganze Gesellschaft mit in seine Bitte ein. Sie ließ sich willig dazu überreden und wählte die folgende Barcarola, die sie mit einer weichen Sirenenstimme vortrug:

Ueber der wogenden Fluth
Zittert der Mondesstrahl;
Alles schläft, alles ruht,
Nur auf der wogenden Fluth
Zittert der Mondesstrahl.

Ruhelos treibt mich die Gluth
Sehnender Liebesqual;
Nimmer schläft, nimmer ruht,
Gleich wie die wogende Fluth,
Sehnende Libesqual.

Als sie geendet hatte, klatschten alle Begleiter, die Gondoliere und eine große Anzahl Menschen, die sich auf den Balconen und an den Fenstern der Häuser umher gesammelt hatten, lebhaften Beifall.

Richard, dessen Aufregung immer zunahm, wagte es, zum Zeichen seines Entzückens ihr leise die Hand zu drücken.

Fürst Makonski benachrichtigte hierauf die Gesellschaft, daß er mit dem Unternehmer des Theaters San Radegonda die Abrede getroffen habe, eine Oper einzustudieren, in welcher Aurora einige Mal auftreten könne.

Alle begrüßten diese Neuigkeit mit großen Freudebezeugungen und man drang in Aurora, die Parthie zu nennen, welche sie übernehmen werde. Sie erklärte, daß es die Parthie der Isabella in der Italienerin in Algier sei, und man bezeichnete diese Wahl allgemein als eine vorzügliche.

Richard allein war unangenehm überrascht, als er diese Neuigkeit vernahm. Der Gedanke, daß Aurora auf einem öffentlichen Theater sich produziren und ihre Talente preis geben solle, hatte in seinen Augen etwas Erniedrigendes und verstimmte ihn außerordentlich. Aurora bemerkte dies und scherzte darüber. Ihre Mutter mischte sich in das Gespräch, und da sie durch ihren längern Aufenthalt in Deutschland die Ansichten kannte, welche dort Geltung haben, so bemühte sie sich, dem jungen Manne begreiflich zu machen, daß man in Italien über derartige Unternehmungen ganz anders denke. Richard müßte nicht so leicht zu leiten gewesen sein, als er eben war, wenn ihn die Ueberredungskunst der bei-

den Damen nicht hätte überzeugen sollen, daß Aurora's öffentliches Auftreten in der That durchaus nichts Ungewöhnliches habe.

Die Gesellschaft ging nach Beendigung der Gondelfahrt noch in ein Caffé auf dem Markusplatze und trennte sich dort erst spät in der Nacht.

Richard machte in den nächsten Tagen noch einige anderweitige Besuche. Man empfing ihn überall sehr freundlich und bewarb sich um seine Theilnahme an Gesellschaften. Da indessen seine Leidenschaft für Aurora schon so weit gekommen war, daß ein Abend, an dem er sie nicht entweder in ihrem Hause, im Theater oder auf dem Markusplatze besuchen konnte, ihm unerträglich erschien, so vernachlässigte er allen weitern Umgang und war nur darauf bedacht, in ihrer Nähe weilen zu können.

So vergingen einige Wochen. Der Winter war angebrochen und die Vergnügungen desselben im vollen Gange.

Das Gerücht der Verbindung zwischen dem Fürsten Makonski und Aurora erhielt sich fortwährend, trotzdem, daß Richard bereits ihr erklärter Cavalier geworden war. Ueberall saß oder ging letzterer an ihrer Seite und es war bereits unter vier Augen zu mancherlei verliebten Vertraulichkeiten zwischen ihnen gekommen.

Richard hatte inzwischen Briefe von seinem Vater erhalten, denen auch ein liebevolles, theilnehmendes Billet von seiner Schwester Marie beilag. Sie äußerte ihre Freude darüber, daß er sich heiter und glücklich fühle, und sprach dabei die Ueberzeugung aus, daß sein eigenes Herz und der Gedanke an seinen vortrefflichen Vater ihn gewiß nie verlassen und überall beschirmen werde. Richard hatte die Briefe mit Hast gelesen, konnte aber nicht dazu kommen, dieselben zu beantworten.

Endlich kam der Tag heran, in welchem Aurora im Theater San Radegonda auftreten sollte. Die Logen waren größtentheils von den Freunden und Verehrern der schönen Sängerin und ihrer Mutter gefüllt, das Parterre dagegen schien für derartige Liebhabereien keinen Sinn zu haben, denn es war sehr wenig besucht. Der Unternehmer des Theaters wurde indeß durch die Freigebigkeit des Fürsten Makonski nicht nur gegen jeden Verlust gesichert, sondern für seine Bereitwilligkeit noch überdem reichlich entschädigt. Aurora hatte für den ersten Akt, wo sie als junge und reiche Italienerin erscheint, eine ihrer gewöhnlichen Kleidungen gewählt, von der sie wußte, daß sie ihr besonders vortheilhaft stand. Für den zweiten Aufzug, wo sie im Harem des Dey von Algier durch

ihre Schönheit die Frauen desselben überstrahlt, hatte sie alles aufgeboten, um mit der Richtigkeit des Costüms Eleganz, Geschmack und Phantasie zu verbinden.

Als sie beim Beginn auftrat, erhoben sich sämmtliche Zuschauer, um sie mit lebhaften Beifallsbezeugungen zu bewillkommnen. Richard befand sich in einer Loge mit dem Fürsten, während Aurora's Mutter bei derselben in der Garderobe beschäftigt war. Ein eigenthümlich berauschendes Gefühl durchdrang den jungen Mann, als er das reizende Wesen von Hunderten angestaunt und enthusiastisch begrüßt sah, das ihn allem bevorzugte, von dem er allein sich geliebt wußte, während jeder Andere die geringste Gunst für ein beneidenswerthes, unerreichbares Glück halten mußte. Und als er bemerkte, daß Aurora's Blicke ihn suchten, daß ein zufriedenes Lächeln ihren Mund umspielte, als sie ihn entdeckt hatte, da entfachte sich die Flamme der Leidenschaft mächtiger als je in seiner jugendlichen Brust.

Richard hatte von seiner Mutter, die eine Polin von Geburt war, jene eigenthümliche zahrte Gesichtsfarbe geerbt, welche diese Nation besonders kennzeichnet. Haare und Augen waren glänzend schwarz, und letztere von einem feuchten Emaille, dabei fielen die Augenbrauen stark auf, wodurch der Contrast der

Blässe seines Taints noch auffallender wurde. Die Erregung des Augenblicks ließ nun eine leichte Röthe auf seinen Wangen erscheinen und man konnte ihn mit vollem Rechte schön nennen.

Die Vorstellung ging nach Wunsch vorüber. Die Mitspielenden, durch Aurora's wunderbar schönen Gesang und die Grazie ihres Spiels hingerissen, beeiferten sich wechselseitig, ihr würdig zur Seite zu stehen, und das Publikum geizte nicht mit den Beweisen seines Entzückens. Als zum Schlusse Isabella mit ihren Begleitern zu Schiffe steigt, um nach der Heimath zurückzukehren, wiederhallte das Haus von anhaltendem und lebhaftem Beifall. Aurora mußte wiederholt auf der Bühne erscheinen, um für die Beweise der Theilnahme den Versammelten zu danken.

Nachdem der Vorhang zuletzt endlich gefallen war, fanden sich eine Anzahl von Bekannten auf der Bühne ein, um der gefeierten Künstlerin persönlich ihren Dank auszusprechen. Aurora, äußerst aufgeregt durch das Spiel und die vielfältige Huldigung, die man ihr darbrachte, bat ihre Mutter leise, die Artigkeiten für sie in Empfang zu nehmen; sie selbst winkte Richard zur Seite und ersuchte ihn, ihr behülflich zu sein, daß sie sich unbemerkt entfernen könne. Sie schien ermüdet und der Ruhe bedürftig.

Richard hüllte sie sorgsam in den Mantel und führte sie durch eine Seitentreppe nach dem Ausgang, während Fürst Makonski die ganze Gesellschaft, die Sänger und Sängerinen des Theaters mit eingeschlossen, einlud, bei ihm zu soupiren.

Richard gelangte mit Aurora hinab an den Canal, wo Lazzaro bereits mit einer verdeckten Gondel seiner wartete. Sie stiegen ein, und der gewandte Gondolier lenkte sein Fahrzeug langsam und mit kaum hörbaren Ruderschlägen hinweg.

Aurora sank ermüdet auf eines der Polster nieder, und Richard, besorgt daß die kühle Abendluft ihr schaden könne, schloß sorgfältig die Thüre und die Gardinen der kleinen Fenster. Er näherte sich darauf der schönen Sängerin und frug, zärtlich ihre Hand fassend, wie sie sich fühle. Aurora dankte ihm mit einem Händedruck, und da sie noch das türkische Costüm trug, so warf sie den Turban weg, lehnte ihr mattes Haupt an seine Schulter und ließ die vollen Locken achtlos niederhängen. Richard fühlte die Wärme ihres Hauches und das Wogen des aufgeregten Busens. Sanft legte er seine rechte Hand leise auf ihr Haupt und umfaßte sie schüchtern mit der linken. Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, preßte ihn heftig an sich und bedeckte seinen Mund

mit heißen Küssen. Richard's Sinne verwirrten sich; unmächtig dem Reize des Augenblickes zu widerstehen, umfaßte er die üppige Gestalt und versank mit ihr in ein Meer von Seligkeit. — Lazzaro blickte indessen nach dem hellen Sternenhimmel hinauf und sang mit gedämpfter Stimme folgendes Lied:

Komm herab, bereit schon steht die Barke,
Komm herab, ich harre sehnsuchtsvoll auf dich!
Alles rings umfaßt in heißer Liebe sich:
Erde und Himmel und Meer.

Soviel Küsse, als da Tropfen sind im Meer,
Soviel Küsse, o Geliebte, geb' ich dir!
Glaube, glaube meinen Schwüren, glaube mir:
Treu bin ich dir nur allein.

Komm herab mein Mädchen! harrend steh' ich hier;
Komm herab, wo dich mein Arm umfangen soll.
Leis' wie Wellenflüstern wird dann wonnevoll
Folgen dem Kusse der Kuß.

Richard erwachte aus seinem Taumel, als die Gondel an den Stufen des Pallastes landete. Heiß umschlang Aurora noch einmal den schönen Freund und drückte unzählige Küsse auf seinen glühenden Mund.

Sie forderte ihn auf, noch mit zur Gesellschaft zu gehen, aber Richard bat sie, ihn zu entlassen, und war durchaus nicht zu bewegen ihr zu folgen.

Er ließ sich durch Lazzaro in der stillen Nacht noch weit hinausfahren nach den Lagunen, blickte dabei stumm vor sich nieder in das sanft bewegte Wasser und gedachte der Worte in Marien's Brief, daß sein eigenes Herz und der Gedanke an seinen Vater ihn sicher stellen werde gegen jede Versuchung.

Aurora war inzwischen heiter zur Gesellschaft gekommen und schwelgte in den Huldigungen ihrer Bewunderer.

Ende des ersten Bandes.

Glaser, Adolf,

Familie Schaller Roman in zwei Bänden

Bd.: 1

Prag ; Leipzig (1857)